Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Hier fehlt der Faden
[illegible]
[illegible]

Babel.

Zweiter Band.

Babel.

Roman aus Oesterreichs neuester Geschichte

von

Alfred Meißner.

Zweiter Band.

Berlin, 1867.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Viertes Capitel.

Handelt von Rosa's Leid und Freud.

Einige Tage nach dem Feste bei der Fürstin Hohenstein hatte die Familie Stöckler das Landhäuschen bezogen, welches der Fürst für sie hatte herrichten lassen. Papa war mit der Wohnung äußerst zufrieden. Er wandelte von Zimmer zu Zimmer, bewunderte die Vorhänge, das Piano, die Spiegel, nahm auf jedem Sopha, jedem Fauteuil Platz: so behaglich war ihm schon lange nicht zu Muthe gewesen. Auf seinem sorgenzerwühlten Gesichte stellte sich ein heiteres Schmunzeln ein: das Schmunzeln eines Mannes, der durch magische Künste den Teufel gezwungen, ihm zu Diensten zu sein, der aber diesen schließlich noch zu prellen gedenkt. Er hatte auch endlich Gelegenheit gehabt, das von ihm so erwünschte Amt eines Cassirers anzutreten: es war ihm am Morgen nach der Soiree ein nicht unbedeutendes Honorar zugesendet worden.

Um so verdrießlicher wurde Kronenburgs Gesicht.

Tag um Tag verging, einmal ums andere hatte er sich im Landhause eingestellt und er sah keinen Lohn seiner Aufmerksamkeiten. Er hatte die Renovirung und Möblirung der Villa mit freigebiger Hand besorgt, auf Geld kam es ihm nicht an, aber es ärgerte ihn, daß er es zwecklos ausgegeben haben sollte. Die schöne Rosa blieb ihm gegenüber dasselbe Steinbild wie vorher, ja es schien ihm, als ob ein noch strengerer Ernst aus ihren Zügen blicke; der Vater hatte es sich noch immer nicht abgewöhnt, dem Fürsten, wenn er kam, Gesellschaft zu leisten. Kronenburg wurde unruhig, noch eine Weile wollte er sich dies Verhalten ansehn, dann aber, wie er es nannte, „andere Saiten aufspannen.“

Eines Morgens war er in die Villa hinausgekommen, hatte aber zu seinem größten Verdruß hören müssen, daß Rosa abwesend sei.

„Aber — ich habe doch meinen Besuch angesagt,“ — rief er mit finster zusammengezogenen Brauen.

„Allerdings“ — erwiderte der Papa aufs Geschmeidigste. „Durchlaucht hatten die Güte, und die Mädchen bedauerten auch sehr — aber es findet heute eine Production im Conservatorium statt und da hat Professor Weißborn so sehr in meine Töchter gedrun-

gen, daß gar nicht auszuweichen war. — Ich muß schon bitten, diesmal mit mir vorlieb zu nehmen."

Bei dieser ungeschickten Ausrede mußte der Fürst beinahe glauben, daß man seiner spotte. Er biß die Lippen, trat an's Fenster und trommelte eine Weile an den Scheiben.

Stöckler mußte eines Ausbruchs gewärtig sein Er war auch bald da.

„Den Papa statt der Tochter, das ist mir freilich ein sonderbarer Ersatz!" brummte der Fürst laut und mürrisch.

„Hm, hm," hüstelte der Alte begütigend. „Durchlaucht sind heut recht schlechten Humors. Wenn ich geahnt hätte —"

„Wenn Sie geahnt hätten?" höhnte der Fürst, sich rasch umkehrend. „Bedarf es dazu eines Ahnungsvermögens? Genügt da nicht der gesunde Menschenverstand? Sie gehn wirklich mit mir um, wie wenn ich der Herr X X, aber nicht Fürst Kronenburg wäre! Ich lasse ein Dejeuner beim englischen Gesandten in Stich, verwickle mich in Lügen und Ausreden, fliege hierher — und Sie kommen mir mit: wenn ich geahnt hätte!"

„Aber, Durchlaucht," begann Stöckler unsicher, in der unbehaglichsten aller Stimmungen, „dieser so

ganz veränderte Ton eines Mannes, der sich uns bisher immer nur von der liebenswürdigsten Seite präsentirte —"

„Dieser Ton, mein Lieber, darf Sie gar nicht überraschen. Es ist der Ton eines Mannes, der mit Recht darüber empört ist, daß man ihn wie einen Tölpel behandeln will, ja, ja, wie einen Tölpel, wie einen dummen Jungen, wie einen Grünschnabel —"

„Aber, Durchlaucht, ich glaube zu träumen ... Ich höre Ihre Worte, aber ich verstehe sie nicht ... Liegt es daran, daß ich ein einfacher Mann aus der Provinz bin, der zuweilen einen Verstoß gegen die feine Lebensart begehen kann, ohne es auch nur zu ahnen — ich habe das Bewußtsein, daß wir, — die Meinigen und ich — es nie mit Wissen und Willen an der Verehrung haben fehlen lassen, die wir dem Sprossen einer so erhabenen Familie schuldig sind."

Der Fürst hieb indessen mit seiner Reitpeitsche an seinem Beinkleid herum.

„So muß ich denn, lieber Papa," brach es aus ihm roh und barbarisch heraus, „endlich mit Ihnen auf einen Gegenstand kommen, den ich bisher zu berühren vermieden habe. Sie scheinen mich ganz mißzuverstehen. Dafür" — er betonte die Worte sehr

laut — „daß Sie mir auf Schritt und Tritt folgen, wenn ich bei Ihnen bin, dafür, daß ich Fräulein Rosa nicht zu Hause antreffe, wenn ich mich bei Ihnen ansagen lasse und statt einer Unterhaltung mit Ihrer Tochter Ihre Unterhaltung genieße — dafür habe ich nicht so viel Opfer gebracht, das Quartier herrichten lassen, die Möbel bezahlt!"

„Was? Versteh' ich Sie recht?" rief Stöckler.

„Ja, ja, Sie verstehen mich schon. Mir aber scheint, daß Sie mich zum Narren haben wollen. Das soll nicht weitergehn. Einen Kronenburg soll Niemand zum Narren haben, Niemand!"

Er rollte die Augen und machte einige rasche Schritte durchs Zimmer.

„Ich bin wie vom Donner gerührt!" sagte Stöckler nach einer Pause. „Eine solche Sprache von Ihnen — von einem Manne, der meine volle Verehrung hatte — ich glaube zu träumen, doch nein, es ist mir jetzt alles klar, die Augen gehn mir auf! Also so ist's von Ihrer Seite gemeint, Durchlaucht? Ja, ich habe Sie mißverstanden! Ich habe Sie für einen Anderen gehalten, als Sie, wie ich sehe, sind! Es gab eine Zeit, wo die Herren vom Adel wirklich Protectoren der Künste, besonders der Musik waren. Von dieser Zeit habe ich gelesen. Ich weiß, was

Esterhazy für Haydn, was Lichnowsky für Beethoven war. Einen solchen Cavalier glaubte ich in Ihnen verehren zu können. Ich glaubte, das Talent meiner Tochter flöße Ihnen Interesse, Bewunderung ein und Sie wollten etwas für dessen Ausbildung thun. Daß Sie aber sie zur Maitresse haben wollten — das, ja freilich, das ist mir nie in den Sinn gekommen und geht mir noch immer nicht in den Sinn, sonst müßte ich wünschen, daß Sie heute das letzte Mal hier zum Besuch wären!"

Er warf sich in die Brust.

Fürst Hugo war plötzlich stehen geblieben. Die ermüdeten Züge seines gelbblassen, auch in der Ruhe unschönen Gesichts entstellten sich widrig. Seine grauen Augen warfen scharfe, giftigtreffende Blicke auf den kleinen vor ihm stehenden Mann, während er mit überstürzter Eile sagte:

„Das alles ist schön gesprochen, nur sollten Sie auch Ihre Handlungsweise darnach eingerichtet haben. Sie hätten mich früher nach dem Zweck meiner Besuche fragen und diese edle Sprache zur rechten Zeit führen sollen, ehe ich dieses Landhaus für Sie herrichten und diese Möbel herstellen ließ."

„Dies Haus verlasse ich — diese Möbel — können Sie behalten!" brauf'te Stöckler auf.

„Ganz gut! Wie Sie wollen!“ entgegnete der Fürst, „aber ich weiß, daß Sie sich's noch überlegen!“

„Keinen Augenblick!“ rief Stöckler. „Keinen Augenblick! Ich packe heute noch ein.“

„Da will ich Sie nicht länger stören —“ sagte der Fürst kurz und kalt und verließ das Zimmer.

Der Fürst war kaum die Treppe herunter, als Stöckler, der wilde Schritte durchs Zimmer gemacht hatte, plötzlich stehen blieb und auf einen Stuhl niedersank. Die Hände, die kurzvorher noch nach rechts und links gegriffen hatten, als ob sie in aller Eile die Habseligkeiten zur Abreise zusammenraffen wollten, fielen zwischen den Knieen zusammen, der bisher so hochgehaltene Kopf sank auf die Brust herunter.

„Da hab' ich's nun, ich unglückseliger Mensch!“ rief er. „Ich kann wieder ausziehen und ausziehen heißt: halb abbrennen. Wo bringe ich den Zins zusammen? Wo nehme ich die Möbel her? Ehrenhalber muß ich fort aus der Wohnung, wo ich wie im Himmel war! O hätte ich doch meinen Laden nie geschlossen, Wien nie betreten, eine Stadt, die offenbar nur für reiche Leute ist! Ich komme hier immer nur aus einer Fatalität in die andere. Von meinen Hoffnungen erfüllt sich keine, und glänzt mir etwas entgegen, gleich zeigt sich's wieder, daß es nur eine

Seifenblase war. Ich muß am Ende gar noch zweifeln, ob die Mädchen überhaupt hier noch zum Auftreten kommen . . . Freilich, hätte ich hier nie einziehen sollen! Keine Miethe! Ich hätte mir's denken können, wie bald der Fürst, der gemeine, brutale Mensch, sie in anderer Form einzutreiben kömmt! Ich habe gefehlt. Aber — mein Gott, man zeige einem armen Mann, der jeden Kreuzer dreimal ansehn muß, ehe er ihn ausgiebt, ein Landhaus, wie dieses, schön und zinsfrei und frage: ob er noch lange drei Treppen hoch in zwei engen Dachstübchen hausen will? Ich habe den Kerl für dümmer gehalten. Ich dachte: mache Dir nur Hoffnungen, harre zu! Inzwischen kommt das Concert, das erste, zweite, dritte, und auf allgemeines Verlangen das vierte und so weiter. Die Recensenten sind außer sich, die Einnahmen à la Paganini und nun kann ich sagen: „Herzlichen Dank, mein Prinz und behalten Sie uns in freundlichem Andenken! Morgen reisen wir nach Paris, von da geht's nach London und von da nach Newyork. Ullmann schließt den Contrakt für Amerika ab, wir streiten uns nur noch um die Differenz von ein paar tausend Dollars." Wahrlich, so hätte es kommen können, wenn wir nur ein klein bischen Glück gehabt hätten, der verdammte Kerl macht mir

nun einen Strich durch die Rechnung! Nun verlasse ich sein Dach. Könnte ich doch die Beleidigungen heimzahlen, die er mir angethan!"

So monologisirte Stöckler. Er hatte, gemein genug, die Schönheit seiner Tochter als Köder hingehalten, während er ihre Unschuld überwachen wollte. Nun hatte der Fürst ihn gezwungen, aus seiner gedeckten Position herauszugehen und Farbe zu bekennen. Es hatte zu seinen Ungunsten ausgeschlagen.

Bei Kronenburg, der in heftigem Aerger das Zimmer verlassen, hatte sich inzwischen bald wieder ruhigere Erwägung eingestellt. Kaum draußen auf der Straße, sah er die Dinge schon anders an.

„Bin ich ein Diplomat," sagte er, „daß ich die Sache so präcipitire und es aufs Aeußerste ankommen lasse? Ich liebe Rosa. Zieht Stöckler fort, so ist alles fürderhin zwischen uns aus, sie ist mir so gut wie verloren. Ich war zu brüsk, ich ging zu rasch aus der Protectorrolle heraus — ein großer Fehler! Das Beste ist, ich lenke wieder ein, schließe Frieden und stelle mich in einem besseren Lichte dar. Zuletzt foppe ich ihn doch, den Alten, oder zwinge ihn, das weiß ich!"

Er kehrte um, trat wieder in's Gärtchen und nahm in der Laube Platz.

„Ich sollte doch wissen," sagte er zu sich, „daß man bei solchem im Grunde ehrlichen Bürgervolk nicht so leicht über Grundsätze hinwegkömmt. Vater Stöckler gehört zu den Leuten, die man nicht einfach kaufen, sondern zu jenen, die man anführen muß. Ja, ich bin immer zu rasch und will in der Liebe wie beim Steeplechase vorgehn. Ein großer Fehler ..."

Da hörte er Schritte auf dem Kies, Stöckler kam in großer Aufregung vorübergerannt.

„Wohin, Stöckler, Sie rascher Mann?" fragte der Fürst und trat aus der Laube.

„Wohin? In die Stadt. Ich wundere mich, Durchlaucht nach Ihren letzten Worten noch hier zu sehen ..."

„Sie haben mich wirklich recht mißverstanden," begann Kronenburg nach einer Pause. „Kommen Sie her, setzen Sie sich und lassen Sie ein vernünftiges Wort mit sich reden. Sie sind zu hitzig, ich bin zu hitzig, dabei kömmt nichts Gutes heraus. Wir würden heute das letztemal mit einander reden, wenn ich, der Jüngere, doch nicht etwas mehr Besinnung hätte, als Sie!"

Stöckler nahm Platz.

„Vor Allem andern," begann Kronenburg, „muß ich sagen, daß es lächerlich von Ihnen ist, zu be-

haupten, daß ich kein Interesse an dem künstlerischen Streben Ihrer Tochter nehme. Ich nehme im Gegentheil das größte Interesse daran. Ich habe ihr eine Production in einem Kreise ermöglicht, in welchem die ersten Kunstgrößen eingeführt zu werden stolz sind und glaube, daß dieser erste Schritt die übrigen zweckmäßig vorbereitet. Können Sie sich aber auch wundern, daß man sich in ein schönes Mädchen leichter verliebt, welches von der Natur mit besonderen Talenten ausgestattet ist? Ich bin in Fräulein Rosa verliebt, ich gestehe es und habe es eigentlich nie verleugnet. Was ist dabei? Wollen Sie Jedem die Thüre weisen, in dessen Gesicht Sie Theilnahme oder Bewunderung für Ihre Tochter lesen, blos darum, weil er vielleicht nicht der Mann ist, sie zu heirathen? Ich habe leider gesehn, daß ich auf Fräulein Rosa gar keinen Eindruck mache. Auch Sie könnten das wissen und das sollte Sie hinlänglich beruhigen. Einen Mann wie mich, der es von anderswoher nicht gewohnt ist, verstimmt das, macht ihn ärgerlich, ein unbedachtes Wort entschlüpft ihm. Ich sagte: Sie überwachten Ihre Tochter auf Schritt und Tritt. Ich sollte eher froh sein, daß, wenn ich komme, Sie gleich herbeieilen, um das Ihrige zur Unterhaltung beizutragen, denn allein mit den Mädchen würde ich

nur um so mehr Fräulein Rosa's Kälte spüren. Sie haben da vorhin ein äußerst abscheuliches Wort fallen lassen. Das kann Ihnen nur so entschlüpft sein. Seien Sie nur ruhig und ich will mich gern bescheiden, eine harmlose Protectorrolle weiterzuspielen —"

Das wirkte; Stöcklers Züge glätteten sich, seine Aufwallung machte wieder der alten Schlauheit Platz.

„Wenn dem so ist —" sagte er und rückte näher, „dann verzeihen Sie meine Aufregung von vorhin! Ich habe mich in Feuer gesprochen und habe nicht immer die rechten Ausdrücke bei der Hand, wie sie Ihnen jederzeit zu Gebote stehn."

„Soll das Ironie sein?" fragte der Fürst. „Wenn ich meine Worte wirklich in der Gewalt hätte, wie Sie sagen, wie hätte ich so sprechen können, wie vor einer halben Stunde? Aber verletzte Eigenliebe, Verdruß, Jemanden fast nie zu sehn, den man gern sieht, lassen Einen oft Dinge sagen, die man gar nicht meint! Ich bin eben ein Hitzkopf, das liegt so in der Familie —"

„Wohlan, dann erkläre ich Alles für ein Mißverständniß!" rief Stöckler. „Für ein Mißverständniß, an welchem Sie, Durchlaucht, allein die Schuld

tragen! Ja, Sie, indem Sie das bedauernswerthe Gespräch damit anfingen, mir vorzuhalten, daß ich meine Töchter in Ihrer Gegenwart nie allein lasse. Ich sollte wissen, daß ein so schlichter Mann, wie ich, Ew. Durchlaucht kein Interesse bieten kann. Aber Mißtrauen war von meiner Seite nicht im Spiel — das ist auch bei einem Mädchen, wie meine Rosa, nicht nöthig."

„Ich weiß nur allzu gut, daß ich ihr völlig ungefährlich bin!" rief Hugo mit Humor. „Die Erkenntniß davon fällt Einem zuerst etwas schwer — aber — Sie werden schon sehn, daß ich mich in mein Fiasco mit möglichster Gelassenheit finde. Nun aber — Sie bleiben doch mein Gast?"

„Durchlaucht —"

„Also sagen wir: mein Miethsmann! Seien Sie ruhig! Ich sende schon die Rechnung ein, wenn die Concerte Sie zum wohlhabenden Mann gemacht haben werden!"

„Ja, wenn das bald der Fall wäre" — seufzte Stöckler.

„Das bleibt nicht aus!" sagte der Fürst, während alle alten Hoffnungen wieder triumphirend in seine Brust einzogen und sein Gesicht von Befriedigung, den Vater wieder gebändigt zu haben, strahlte.

„Das bleibt nicht aus! Und nun," rief er, sein Cigarrenetui hervorziehend und dem Alten eine edle Havannah überreichend, „rauchen wir und plaudern wir ein bischen gemüthlicher. Oder nein — ich weiß noch etwas Besseres! Besiegeln wir die Versöhnung mit einem kleinen Festmahl! Ich eile in's Dorf, die Bestellung zu machen."

Stöckler hatte keine Einwendung vorzubringen und der Fürst flog davon.

Er war kaum aus dem Garten heraus, als man Schritte und frische Mädchenstimmen vernahm.

„Die Kinder sind's!" dachte Stöckler. „Was man ihretwegen für Sorgen und Auftritte hat, von welchen sie nichts ahnen! Es wettert und donnert und sie schlummern dabei."

Die Schwestern kamen und erzählten, wie sie mit Weißborn das große Trio von Mendelsohn gespielt. Sie waren jetzt noch bewegt davon. Da meldete der Vater, daß Kronenburg dagewesen sei und gleich wiederkommen werde, und der Ausdruck unbefangener Freude schwand rasch von Beider Gesichtern. Rosa verstummte plötzlich, die jüngere Schwester schlang den Arm um sie und sagte: „Vater, Du siehst ja, daß Rosa ihn nicht mag. Kann man denn nicht diesen unausstehlichen Menschen abschaffen?"

Der Vater zuckte die Achseln.

Eine Weile später war der Fürst eingetreten.

Er war heiter wie immer, wenn ein Diner in Aussicht stand.

Endlich mußte ihm doch Rosa's gemessenes, beinahe abstoßendes Wesen auffallen. Sie hatte ihr Ausbleiben nicht entschuldigt und eine Unzahl von Fragen, die er an sie gestellt, nur mit Ja oder Nein beantwortet.

„Sie sehen so unlustig aus," sagte Kronenburg. „Ich glaube gar, Sie bedauern noch immer den Ring, den Sie am Abend, wo das Fest bei meiner Tante statt hatte, verloren haben. War er denn gar so werthvoll?"

„Das glaube ich nicht," gab Rosa zur Antwort. „Darnach habe ich nie gefragt. Aber für mich hatte er mehr Werth, als alle meine Schmucksachen zusammengenommen."

„Also ein Andenken von einem Schätzchen?" rief der Fürst lachend.

„Ich habe ihn als Kind erhalten," erwiderte Rosa mit einem gebietenden Ernst. „Tausend kindische Gedanken haben mir ihn theuer gemacht. Alles ist freilich nur Einbildung und Schwärmerei, aber ich sehe, welch ein schwärmerisches Ding ich sein muß, weil ich mir den Verlust jetzt so sehr zu Herzen nehme.

Ich muß mir immer wieder denken, daß es eine Vorbedeutung hat."

„Auch ich habe eine böse Vorbedeutung dabei," warf der prosaische Vater ein, mit einem beziehungsvollen Blick auf den Fürsten, den dieser augenblicklich verstand, „nämlich die, daß Du mich jetzt plagen wirst, Dir einen andern zu kaufen. Nun, ich begreife Deinen Verdruß, Du hattest keinen andern."

„Sonderbar," sagte der Fürst, „daß Niemand von Ihnen daran denkt, er könne noch gefunden werden. Das liegt am nächsten. Er ist ja nicht in's Meer gefallen . . . ."

„Ach Gott, über verlorene Dinge muß man ein Kreuz machen," sagte Stöckler. „Um was zurück zu hoffen, müßte man die Menschen nicht kennen. —"

„O, wie wollte ich Dem danken, der mir ihn wiederbrächte!" rief Rosa mit einem Seufzer und raschem Aufblick ihrer schönen Augen. „Doch — ich will es gar nicht zu hoffen wagen! Sie werden sehn, daß ich ihn nicht mehr erhalte. Für solch ein Glückskind halte ich mich nicht!"

„Der Verlust ist allerdings schon mehrere Mal angezeigt worden," sagte der Fürst. „Ich habe das selbst besorgen lassen. Da sollte er freilich schon zu-

rückgebracht sein. Es ist wohl das Beste, wenn Sie es betrachten, als ob Sie ihn nie besessen hätten."

„Das ist schwer," sagte Rosa, wie vor sich hin.

„O, es wird gehn!" fuhr Kronenburg fort. „Ich bringe eine Abhilfe. Ich habe nämlich heute einen Ring gefunden — allerdings nur in einem Juwelierladen, der mir würdig scheint, als Ersatz für den von Ihnen verlorenen betrachtet zu werden. Auch ein Smaragd, aber ein ungewöhnlich großer. Ich hätte den schönsten Finderlohn, wenn Sie ihn als Geschenk von mir annehmen wollten!"

Er überreichte Rosa ein kleines Etui.

„Nicht um die Welt, Durchlaucht!" rief Rosa, das Etui ungeöffnet zurückweisend, und obwohl es der Fürst guten Humors noch weiter anzutragen fortfuhr, nahm sie es nicht.

Das war dem Vater zu stark, er konnte seinen stummen Grimm über solchen Edelmuth nicht länger zähmen.

„Aber Rosa," sagte er, „Du wirst doch Seine Durchlaucht, wenn sie Dich so überrascht, nicht beleidigen —"

„Aber auch nicht mißbrauchen!" versetzte das Mädchen mit versagender Stimme, einen erschrockenen und schrecklich beredten Blick auf den Vater werfend.

„O Durchlaucht," rief der Alte, „werden Sie meinem Kinde nicht böse, weil es so launenhaft und eigensinnig ist. Sie wissen nicht, was auch ich von ihr zu leiden habe. Jetzt will sie den Ring nicht und später —" er wagte nicht fortzufahren, denn er fürchtete ein energisches Dementi aus Rosa's Munde, und griff rasch nach dem Etui.

„Ein Prachtstück! Von fürstlichem Geschmacke!" rief er, den Ring hervorziehend und ihn an's Licht haltend.

Rosa sah ihn nicht an, sie blickte stumm zu Boden; es kämpfte in ihr, ob sie energische Worte gegen ihren Vater richten, oder sich stumm entfernen solle.

So vergingen ein paar Sekunden, in welchen beide Männer ziemlich verlegen blickten.

Schon wollte sich der Fürst wieder Rosa nähern und einen Orkan von Bitten und Betheuerungen loslassen, da klopfte es an die Thüre.

Wüthend biß der Fürst die Lippen.

Ein fremder, hochgewachsener, fein aussehender Mann trat ein.

„Bin ich hier bei Herrn Stöckler?" fragte er.

Rosa wies auf den Vater.

„Sie haben," begann der Fremde, „in mehreren Blättern die Annonce einrücken lassen, daß Ihnen

ein Ring in Verlust gerathen. Wäre es vielleicht dieser?"

Er gab Stöckler einen Ring.

„Mein Gott, das ist er!" rief Rosa emporhüpfend. „Ich bin glücklich, aber verlegen, wie ich Ihnen danken soll. Sehen Sie, Durchlaucht, das ist mein Talisman!"

Sie zeigte den Ring dem Fürsten, der während dieser Scene seine Augen wild gerollt hatte.

„Ich danke, ich danke!" sagte Stöckler, zum Fremden gewendet. „Ich glaube nicht wagen zu dürfen, Ihnen einen andern Dank, als meinen herzlichsten Händedruck anzubieten," setzte er langsam hinzu.

„Gehörte der Ring Ihnen, mein Fräulein?" wendete sich der Fremde an Rosa.

„Zu dienen."

„Ich bitte es nicht für Neugier zu halten, wenn ich dann noch eine fernere Frage thue — noch für einen Zweifel, daß ich Sie nicht für die rechtmäßige Besitzerin halte!"

„Das wäre nicht übel!" rief Stöckler barsch dazwischen.

Rosa stand in sichtlicher Befangenheit da.

„Wie ist der Ring in Ihren Besitz gekommen?" fragte der Fremde unbeirrt.

„Sonderbare Umstände —“ stotterte Rosa.

Doch der Vater fiel ihr in's Wort:

„Allerdings ging es sonderbar her! Der Ring ist aus dem Nachlasse einer alten Tante —“

„Wie lange schon kann diese Frau gestorben sein?“ war die neue Frage.

„Das weiß ich nicht recht!“ sagte Stöckler verlegen.

„Mir liegt daran, es zu wissen,“ versetzte der Fremde.

„Das ist ein wahres Verhör!“ brummte Stöckler ungeduldig.

„Wenn Sie das so nennen wollen!“ gab der Fremde zur Antwort; „doch werden Sie schließlich finden, daß ich einiges Recht habe, mich näher darüber zu erkundigen!“

„Vater, ich begreife nicht —“ sagte Rosa im Tone der Vorstellung und Verwunderung.

„Schweig!“ herrschte der Alte sie an. „Ich habe zu reden.“

„Dann bitte ich um die gewünschten Erklärungen!“ sagte der Fremde.

„Der Ring ist mein!“ sagte der Alte entschieden, „und mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen!“

„Der Ring war aber auch mein!“ versetzte der

Fremde schärfer, „und die Anfangsbuchstaben meines Namens stehen noch immer da eingravirt.“

„Ah!“ — rief Rosa mit einem lauten, durchdringenden Schrei, sich mit beiden Händen an die Schläfen greifend, „ja, ja, das ist Ihr Gesicht —“

Das machte Sensation, besonders bei Kronenburg, der erst Wunderliches vermuthet hatte, und jetzt den Liebhaber Rosa's vor sich zu sehen glaubte.

„Sollten Sie sich meiner von irgendwo erinnern, mein Fräulein?“ fragte der Fremde, selber von einer gewissen Bewegung nicht frei.

„Ja, Sie sind es! Sie sind es!“ rief Rosa, „oder ich müßte auch nicht mehr wissen, wie die schwarzen Mauern und die Fenstergitter aussehn. Ich sehe Sie ganz so vor mir, wie damals, nur nicht blaß — und so traurig —“

„Und Sie, Sie wären also die kleine Violinspielerin, die dem armen Gefangenen wie ein Engel erschien?“ sagte der Fremde. „Ich wäre so glücklich, Sie wiedergefunden zu haben?“

„Ich bin es!“ gab Rosa mit feucht glänzenden Augen zur Antwort. „Ich bin ganz außer mir, denn ich habe Sie nicht mehr auf dieser Welt vermuthet. So viele, die dort waren, haben geendet! Und schon so

manches Vaterunser habe ich für Ihre Seele gesprochen —"

Die Scene fing an bewegt zu werden; da hielt es Stöckler für seine Pflicht, eine Wendung herbeizuführen. Das in Kronenburgs Augen höchst compromittirende Gespräch hatte ihn von allem Anfang an genirt.

„Sie sind also der gute Freund von Herrn Grauwak!" rief er dazwischen.

„Sie kennen ihn?"

„Ob ich ihn kenne!" rief Stöckler, in die größte Cordialität umschlagend. „Er ist ein Freund von mir und somit sind wir Alle zusammen Freunde. Er hat mir auch von Ihnen erzählt und ich habe an Ihnen unbekannter Weise stets das größte Interesse genommen!"

„Herr Grauwak hat ja zweimal bei uns gewohnt," sprach Rosa, das Gesicht von freudiger Aufregung verklärt. „Einmal, spät im Jahre Achtundvierzig, als ich fast noch ein Kind war, das zweite Mal im Frühling Dreiundfünfzig. Wenige Tage, nachdem ich den Ring von Ihnen zugeworfen erhalten, war er bei uns. Ich weiß es noch deutlich. Wir haben ihm von dem Ringe erzählt und ihm das beschriebene Papier gezeigt, in welches er gewickelt war."

„Ich erinnere mich jetzt, daß er mir davon erzählt,"

sagte der Fremde, welcher Bruno Haldenried war, im Tone des Nachsinnens. „Ich hatte Sie gebeten, am andern Tage wiederzukommen. Ich hoffte, einen Brief schreiben und ihn Ihnen herabwerfen zu können. Aber wenige Stunden später mußte ich weiter, weiter —“

„Wir kamen, die Schwester und ich, immer wieder vor Ihr Fenster, aber Sie erschienen nicht wieder“ — sagte Rosa. „Als wir später von so vielen standrechtlichen Hinrichtungen hörten und lasen —“

„Ach ja, zahllose Male haben wir dann Ihrer gedacht,“ sagte Stöckler, Theilnahme heuchelnd. „Doch da wir Ihren Namen nicht fanden, da hofften wir doch, daß Sie durchgekommen seien, Herr Halberschmied ....“

„Ich heiße Haldenried,“ berichtigte Bruno.

„Freilich, Haldenried!“ versetzte Stöckler, „ich habe mich blos versprochen.“

Kronenburg, dem diese ganze Wiedererkennungsscene, die ihm einen neuen Rivalen zu schaffen schien, überhaupt unangenehm war, riß bei Nennung dieses odiösen Namens die Augen weit auf und fühlte sein Blut kochen.

Sollte ihm denn dieser Gegner immer wieder in den Weg treten!

„Mein Fräulein," sagte Bruno, „ich freue mich unendlich, daß ein seltsamer Zufall Sie den Ring verlieren und diesen in meine Hände fallen ließ. Ich sehe es als eine Fügung an, daß ich Ihnen meinen Dank abstatten darf. Empfangen Sie hiemit den Ring wieder. Sie werden, da Sie mir eine so freundliche Erinnerung bewahrt haben, noch von mir hören."

Er grüßte und ging rasch hinaus.

„Das ist ja ein entlassener Zuchthäusler!" brach es aus Kronenburg heraus. „Wie keck jetzt diese Leute auftreten — ich glaube gar, die denken, ihre Zeit kömmt noch?... Nu wartet, wartet! Es wird schon noch besser werden... Wenn wir nur erst Den an der Seine recht geklopft haben, da werden wir schon noch weiter mit solchen Leuten aufräumen. Nun sagen Sie mir, Stöckler, mit welchen Menschen haben Sie Umgang?"

„Aber Durchlaucht," erwiderte Stöckler ganz verlegen, „politische Sträflinge sind doch nicht zu den eigentlichen Zuchthäuslern zu rechnen..."

„Das sind Märtyrer!" rief Rosa mit stolzem Muthe, indeß ihre Augen aufleuchteten und ihre Wangen ein höheres Roth annahmen.

„Pfui, Sie sind ja eine Demokratin!" versetzte Kronenburg mit bissigem Lächeln.

„Was soll sonst ein armes Mädchen sein,“ gab Rosa rasch zur Antwort, „welches brav bleiben will!“

Damit verließ sie das Zimmer.

Kronenburg folgte ihrem Beispiele bald, nachdem er sich noch mit Stöckler ein wenig herumgezaust und eine deutliche Anspielung auf Rückgabe des von ihm überbrachten Ringes hatte fallen lassen, da der verlorene gefunden sei.

Aber ein Mann wie Stöckler verstand ihn nicht. Er hatte das Etui schon zu sich gesteckt.

Niedergeschlagen, Wuth im Herzen und Rache brütend stürmte der Fürst endlich zur Thür hinaus.

Vom gemeinsamen Diner war keine Rede mehr.

Fünftes Capitel.

Stellt zwei Diplomaten einander gegenüber.

Die Drohungen, die von allen Seiten gegen das Haupt des Domherrn von Bork losstürmten, hatten den äußersten Grad erreicht. Sein bisher so glückliches Familienleben — wenn man es so nennen darf — war in Gefahr, zerstört und zerrissen zu werden, aber auch sein Ruf, seine Stellung und seine Priesterehre standen auf dem Spiele und, gleichsam um die Situation noch auf die Spitze zu treiben, hatte zu allem Anderen noch die Entdeckung seiner Theilnahme an den politischen Zusammenkünften von Kraßnitz zusammentreffen müssen.

Wie wir bereits aus des Grafen Mersenburg's Mittheilung wissen, war er von dem alten Fürsten Kronenburg nicht blos als Theilnehmer, sondern auch als Angeber der „Verschwörung" genannt worden. Das letztere war er nicht, was nach seinem ganzen Charakter selbstverständlich. Es war diese Aeußerung

eine Tendenzlüge; einer jener Kniffe, die bei politischen Intriguen mit Vorliebe gebraucht und meist mit Vortheil angewendet werden, lag ihr zu Grunde. Man hatte die Absicht, gerade dadurch, daß man als Verräther eine Person bezeichnete, von welcher ein Verrath in letzter Reihe vermuthet worden wäre, zu frappiren, Mißtrauen unter die übrigen Schuldgenossen zu säen und dem Domherrn durch weitere Anwendung von Zwangsmitteln Geständnisse zu erpressen.

Der feindselige Sinn, den Fürst Kronenburg gegen den Domherrn im Herzen trug, war alt und hatte seinen Grund nicht nur in dem Widerwillen, den ein finster zelotischer Geist gegen einen aufgeklärten und toleranten Priester hegte, er war durch eigenthümliche persönliche Motive, die wir hier erwähnen müssen, geschärft und gesteigert.

Auf einer Berglehne des fürstlichen Gutes Enzdorf erhebt sich ein Kirchlein, in weiter Ferne sichtbar, welches der Fürst als einen Wallfahrtsort in Schwung zu bringen schon seit Jahren bemüht war. Es befand sich dort ein altes, auf Goldgrund gemaltes Muttergottesbild, welches ein Werk des heiligen Evangelisten Lucas sein sollte. Jahrhundertelang war es, seit dem bilderstürmerischen Treiben der Protestanten in dieser Gegend, unter Steingeröll auf einem Felde

gelegen, bis ein Traumgesicht einer frommen Bäuerin den Fundort offenbarte, das Bild mit feierlicher Ceremonie in das Kirchlein zurückgebracht, und dort wieder aufgestellt wurde. Die Mutter Jesu, welche nach dem eigenen Eingeständniß der katholischen Kirche während ihres irdischen Lebens nie das geringste Wunder gewirkt hat, verrichtet deren um so mehr seit ihrem Hingang durch ihre Statuen und Bilder, und auch das Muttergottesbild von Enzdorf hatte sich bald durch mehrere wunderbare Heilungen hervorgethan. Es war darüber eine Zeitlang vieles zu lesen und von den Kanzeln herab zu hören. Das Emporkommen Enzdorfs als Wallfahrtsort hatte nun von Seiten des Fürsten den Bau einer großartigen Brauerei veranlaßt, welche an den durstigen Kehlen der Wallfahrer eine zwar nur intermittirend fließende, dann aber um so reicherströmende Abzugsschleuße hatte. Doch schon zeigte sich für Enzdorf eine neue Perspective. Aus dem granitenen Steinwürfel, auf welchem das Kirchlein stand, floß, bisher unbeachtet ein Quell kohlensaurehaltigen Wassers, welches sich gleichfalls in den mannigfachsten Krankheiten als so heilkräftig erwies, daß es nicht unwahrscheinlich war, daß auch diesem das Gnadenbild eine Wirkung zu Theil werden lasse.

Als nun einige Wunderheilungen durch das Mutter-

gottesbild von Enzdorf von erzbischöflicher Seite constatirt werden sollten, hatte sich Domherr von Bork mit Herbeiziehung ärztlicher Gutachten gegen diese Wunder erklärt und recht wie der ärgste Rationalist gesprochen. Er hatte die Wallfahrten im Allgemeinen als Beförderungsmittel des Müssigganges und der Liederlichkeit beim Landvolk bezeichnet, denen man steuern müsse, statt ihnen entgegenkommen. Er bezweifelte die Autorschaft des heiligen Lucas bei diesem Bilde. Er hatte sogar in einem Augenblick der überwallenden Erregung das blasphemische Wort fallen lassen: es scheine, das Muttergottesbild von Enzdorf müsse Wunder verrichten, damit sich die übergroß angelegte fürstliche Brauerei rentire. Dies Wort war dem Fürsten zugetragen worden und von da an stand der Domherr auf der Liste Jener, welche eigentlich verdienen, zertreten zu werden und nur am Leben gelassen werden, um das Maaß ihrer Sünden vollzumachen, dann aber ihre Strafe zu empfangen.

Diese Geschichte war schon mehrere Jahre alt, aber sie lag unvergessen und unvergeben im Gemüthe des alten rachsüchtigen Mannes. Seit der Fürst zu einem großen Einfluß am Sitze der Regierung gelangt war, mußte der Domherr immer eines Schlages gewärtig sein.

Herr von Bork hatte einen schweren Stand. Was die Betheiligung an den Kraßnitzer Berathungen anbelangte, so war es unmöglich, sich gegen die Intriguen seiner Gegner zu vertheidigen, ohne den wirklichen Theil seiner Schuld an den Tag zu bringen. Aber die Entrüstung, die ihn erfüllte, war doch stärker, als alle diese Bedenken. Er war entschlossen, eine Audienz beim Staatsminister zu nehmen und seine Angeber zur Rechtfertigung ihrer Aussagen aufzufordern. Er glaubte, es nicht nur sich selbst, sondern vornehmlich seinen heimlichen Alliirten schuldig zu sein, welche ihn bereits mit schriftlichen und mündlichen Anfragen bedrängten.

Da war zu allem Andern im letzten Moment noch ein Zwischenfall gekommen, der die Verlegenheiten, welche ihm bereits die höchsten schienen, noch gipfelte.

Es war dies der auf sein Verhältniß zu Frau von Weyher anspielende Artikel im Feuilleton des „Donaureichs."

Die Sache war gar mysteriös gefaßt, mit allerlei Schleiern umzogen und in Clair-obscur getaucht, dennoch aber demjenigen, der sich dadurch getroffen fühlte, höchst verständlich. Nebenbei konnte Herr von Bork nicht zweifeln, daß der Aufnahme des Ar-

tikels in diesem Blatte eine wohlerwogene Absicht zu Grunde liege und die Publication mit Vorwissen des Protektors dieses Journals geschehen sei.

Dies war der Fall; indeß hatte doch der Aufsatz mehrere Hände passirt und damit verhielt es sich folgendermaßen:

Schon vor Wochen, noch vor Burda's Unterredung mit dem Domherrn, war der Redaktion des „Donaureichs" ein Artikel zugekommen, der „Geheimnisse einer Villa" überschrieben war.

Signirt war dieser Aufsatz mit dem Namen Theodor Pante und ein beiliegender Brief erläuterte, daß der Held dieses kleinen Romans der bekannte Domherr von Bork sei, was mit Dokumenten, die der Redaktion jederzeit zu Diensten ständen, bewiesen werden könne.

Der Artikel erschien der Redaktion dieses saldirten Journals, welches fortwährend mit liberalen Allüren täuschte, recht willkommen. Diese Enthüllungen waren an sich pikant. Die Veröffentlichung eines Aufsatzes, welcher scheinbar gegen Sünden der Geistlichkeit gerichtet war, im Grunde aber nur ein ehrenhaftes Mitglied des Clerus an seiner Ehre schädigte, erschien dem wackren Schmey als ein gelegenes Mittel, der leichtgläubigen Lesewelt seine Unabhängigkeit und seinen Freisinn vor Augen zu führen.

Indeß mußte der erhabene Patron des Blattes, dessen Jupiter maximus, Fürst Kronenburg, von der Sache in Kenntniß gesetzt werden.

Schmey zeigte ihm Artikel und Brief.

Der Fürst war frappirt. Dieser Pfeil traf in's Herz! Die Mittheilung erschien ihm geeignet, die Stellung des Domherrn ernstlich zu gefährden, zunächst geeignet, einen Druck auf ihn zu üben, daß er aus Furcht vor weiteren Consequenzen sich auf Gnade und Ungnade ergebe und Mittheilungen mache.

Der Fürst bedeutete den Redakteur, daß er nichts gegen die Veröffentlichung einzuwenden habe.

Sogleich erhielt Schmey's Factotum Kleinzug den Auftrag, den Aufsatz als Material für seine nächste „Wochenplauderei" zu benutzen.

In der Form, wie er Burda's Kopf entstammt, vorlag, war er nicht zu brauchen.

Auf solche Weise gelangten die Mittheilungen von der Villa Schönberg in die Oeffentlichkeit und machten kein geringes Aufsehen.

Den Domherrn hatte der schwere Ernst der Lage anfangs ganz zu Boden geworfen, es schien ihm unmöglich, allen diesen Schlingen und Fallthüren auszuweichen. Eine Weile schien es ihm gerathen, daß Frau von Weyher mit Veronica sogleich abreise. Als

jedoch die erste Betäubung, die Folge des empfangenen Schlages, nachgelassen hatte, war er wieder entschlossen, seine Sache nicht ohne Schwertstreich verloren zu geben. Herr von Bork war eben weder ein schwacher, noch ein geistesarmer Mann und mit dem Muthe findet sich immer ein Mittel des Widerstandes. So ersann er denn bald darauf einen Ausweg, welcher zwar andere gefährliche Folgen nach sich ziehen konnte, aber vorerst die brennende Gefahr des Augenblicks, welche um jeden Preis gedämpft werden mußte, zu löschen geeignet war.

Nachdem er seinen Plan entworfen und sein Vorgehen sorgfältig berechnet hatte, war die zuerst beabsichtigte Audienznahme rasch aufgegeben und er begnügte sich damit, dem Fürsten einen ehrerbietigen, aber entschiedenen Brief zu schreiben, in welchem er sowohl seine Theilnahme an der Zusammenkunft in Kraßnitz zu einem ungesetzlichen Zwecke, als die darauf bezügliche Angeberei zurückwies, und die Berichtigung eines seiner Ehre nahe tretenden Irrthums verlangte.

Hierauf war eine kurze und ungnädige Antwort eingetroffen. Der Fürst hielt nicht nur seine Behauptung aufrecht, sondern schleuderte auch die Angaben, die in dem Artikel des „Donaureichs“ in ver=

hüllter Form enthalten waren, dem Domherrn als persönliche und direkte Anklagen entgegen. Hiermit war die Herausforderung bis an die Schranken des Consistorialgerichts herangerückt.

Als einige Tage darauf vergangen waren, ohne daß ein Brief des Domherrn eintraf, konnte der Fürst sein Erstaunen, daß die Bombe ohne erwartete Wirkung geplatzt sein sollte, gar nicht meistern. Die Verwunderung darüber machte allmälig der Unruhe Platz.

Das Arbeitscabinet — oder sagen wir Bureau des Fürsten — hat eine für den Staat maßgebende Bedeutung. Es ist gleichsam das Hauptquartier des kämpfenden Ultramontanismus und täglich von Audienzsuchenden belagert.

Heute ging der Fürst in seinem Bureau mit finstern Brauen auf und nieder und ließ keinen der draußen Harrenden mehr vor, denn er erwartete in jeder Minute das Eintreffen seines Leibjournalisten, an welchen er eine Depesche abgesendet hatte.

Endlich kam der Ersehnte.

Strahlend, auf die Menge im Vorzimmer von oben herabblickend, verschwand Schmey im Cabinet. Dort freilich spielte er eine minder stolze Rolle. Der Fürst hatte, trotz seines vieljährigen Verkehrs mit

dem Redakteur, jede vertrauliche Annäherung von seiner Seite fern zu halten und jene starre, menschenfeindliche Grandezza zu behaupten gewußt, welche keine Freunde, nur Diener und Supplicanten kennt. So oft der kleine Schranze vertraulich werden wollte, verstand es der finstere Coloß, ihn mit einem Blick seiner grauen Augen zu terrorisiren und durch eine kurz hingeworfene Bemerkung tief, tief hinabzuschleudern. Der Fürst war eben aus der Schule jenes Mannes, der der Ansicht war, der Mensch fange erst beim Baron an und es ließ sich nicht sagen, daß er mit dieser seiner Glaubensmeinung rücksichtsvoll zurückhalte.

„Ich habe Sie eigentlich wegen der Affaire mit dem Domherrn von Bork rufen lassen," begann der Fürst, als Schmey sich vorgestellt hatte. „Welche Folgen hat der Artikel gehabt?"

„Das Aufsehen war groß," gab der Redakteur zur Antwort. „Sämmtliche Journale, deren Liberalismus darin besteht, dem Clerus, wo es angeht, was anzuhängen und dem Concordat alle Uebel, an welchen der Staat leiden soll, beizumessen, haben von ihm Notiz genommen."

„Ist keine private Anfrage deshalb an die Redaktion eingelaufen?"

„Nein, Durchlaucht," erwiderte Doctor Schmey.

„Wer, außer dem Getroffenen, würde sich regen? Und dieser muß schweigen, so lange er in dem Artikel zwar sein Portrait erkennt, aber nicht seinen Namen liest.“

„Nun aber, was sagen Sie dazu?“ fuhr der Fürst fort. „Ich habe selbst an Herrn von Bork geschrieben und ihm die bewußten Anklagen rückhaltsloser, als der Artikel es thut, in's Gesicht wiederholt. Er kann nicht in Zweifel darüber sein, daß ich die Veröffentlichung in Ihrem Blatte angeregt habe und entschlossen sein dürfte, noch weiter zu gehn. Dennoch schreibt er kein Wort, — erscheint auch nicht! Ich habe fest darauf gezählt, daß er es thun würde.“

„Da muß er einen guten Küraß haben!“ rief Schmey. „Oder wäre sein Schweigen nicht vielmehr das Verstummen eines Menschen, der sich vernichtet fühlt?“

„Wenn dem so wäre!“ rief der Fürst. „Ich will ihn gedemüthigt und gebeugt sehn! Wie ich aber seine Art und Weise genauer kenne, scheint mir nicht Verzagtheit hinter diesem Schweigen zu stecken und ich bin seit einigen Tagen in Sorge, ob wir nicht Beide vielleicht von dem geheimnißvollen Doctor Pante mystificirt worden sind?“

„Ueber diesen Punkt,“ antwortete der Redakteur, „kann ich Euer Durchlaucht vollständig beruhigen.“

„Ei, ei! Was wissen Sie?“

„Ich habe mich genauer erkundigt und erfahren, daß, wer immer auch Doctor Pante sei, die von ihm herrührenden Schriftstücke so gut wie Dokumente sind, von welchen ich auch ohne vorhergängige Anfragen unbedenklich Gebrauch hätte machen können.“

„Es bestätigt sich also alles?“ rief der Fürst mit schadenfroh blitzenden Augen.

„Haarscharf,“ war die Antwort. „Dies bestätigen auch noch gewisse Papiere, welche mir von derselben Quelle zugekommen sind. Hier sind sie! Die sogenannte Frau von Weyher ist aus Ollmütz gebürtig, lebt gegenwärtig in Gollhausen, wo sie schon vor Jahren gelebt hat, und bewohnt das Schlößchen, welches Herrn von Bork gehört. Ihre Tochter Veronica ist ein reizend schönes Mädchen, mit einem Offizier verlobt. Es sind ihr von ihrem „Onkel“ — er betonte das Wort spöttisch — achtzig Tausend Gulden Mitgift versprochen worden. Das Letztere stammt nicht aus Dr Pante's Enthüllungen, ist aber eine verbürgte Thatsache, für die ich den besten Gewährsmann habe: einen Mitarbeiter meines Blattes, der alles ausschnüffelt, worüber man ihm Aufträge ertheilt.

„So, so, so!“ murmelte der Fürst still aber ingrimmig; er hatte dabei die ihm überreichten Papiere

durchflogen. „Das ist ein Priester! Ich werde seinen häuslichen Heerd in die Luft sprengen! Es ist gut, lieber Schmey! Thun Sie nichts mehr im Journal. Die Sache kommt vor ein anderes Forum!“

Er entließ den Redakteur mit stolzem Kopfnicken.

Der Eindruck, den das Gehörte auf den Fürsten gemacht, mußte stark sein, denn er murmelte nochmals, im Zimmer auf- und abgehend:

„Das also ist ein Priester! Ein solcher sitzt im Metropolitancapitel und präsidirt im Ehegericht der erzbischöflichen Diöcese! O, wie hat mir doch von jeher eine innere Stimme das Richtige über diesen Mann gesagt. Freigeisterei bei einem Priester muß diesen folgerichtig zu einem Leben voll Ausschweifung führen....“

Nun beglückte er einen nach dem andern der im Vorzimmer Wartenden mit Audienzen. Diese Wartenden sind mannigfacher Gattung. Aus dem glaubenseinigen Tyrol sind Jesuiten da, die in Böhmen ein Knabenseminar stiften wollen. Diese guten Leute machen nicht einmal Anspruch auf Unterstützung aus dem Staatsfond; sie wollen ihr Institut aus freiwilligen Beiträgen gründen, sie haben schon viel zu diesem gottgefälligen Werke gesammelt. In des Fürsten Augen sind das die Ritter, die gegen den „gro-

ßen, unsichtbaren Feind, der die jetzige Welt beherrscht," streiten, und er versichert sie seiner Unterstützung. Evangelische Pastoren dagegen, welche um Erlaubniß zur Erbauung einer Kirche und Gründung einer Gemeinde petitioniren, werden kurz angefahren und angewiesen, den Fürsten in dieser Angelegenheit nicht weiter zu behelligen. Zuletzt wird ein Individuum vorgelassen, dem es jetzt schlecht zu gehen scheint, dem es aber bald brillant gehen dürfte: der Entdecker einer originellen und zeitgemäßen Idee ist stets seines Lohnes gewiß. Das in Rede stehende Subject — einst Docent an einer Universität des Auslandes, jetzt als Convertit nach Oesterreich gewandert, — hat den Plan, die Professoren der verschiedenen Lehrkörper in ihrer Wirksamkeit zu überwachen. Das Subject glaubt, eine hinreichende Anzahl von Studenten ausfindig machen zu können, welche über die Haltung ihrer Lehrer regelmäßige Berichte einliefern würden. Die Art und Weise, wie sich z. B. die Professoren der Geognosie und Naturgeschichte zur biblischen Schöpfungsgeschichte, die Physiologen und Pathologen zur Frage von der Unsterblichkeit der Seele, die Theologen zum tridentinischen Concil und die Rechtslehrer zu der Nationalitätsfrage verhielten, ist jedenfalls von Interesse. Ersatz der Collegiengelder und das Versprechen künf-

tiger Berücksichtigung würde die jungen Leute zu eifriger Berichterstattung auffordern, das Ganze würde zu einer Epuration des bisherigen Lehrkörpers und zu einer wahren Erneuerung und Verjüngung führen.

Der Fürst gesteht, daß diese Sache einer Berücksichtigung werth.

Nach einer ganzen Reihe von Vorlässen, welche sich maschinenmäßig abwickelten, gerieth der Fürst doch plötzlich in eine gewisse Bewegung, als ihm der Name: Freiherr von Weyher gemeldet wurde.

„Kann eintreten!" sagte der Fürst und nahm in seinem Lehnstuhle Platz, in begreiflicher Spannung, was ihm diese Audienz bringen werde. Doch schon trat der Gemeldete ein, eine hagere, lange, seltsame Gestalt.

Stumm, aber gespannt sah der Fürst seiner Anrede entgegen.

Es war derselbe Mann, der in Hadschi's Café in Mailand dem Obersten Rosen und Oskar Wallberg seine ruhmvolle ägyptische Laufbahn erzählt hatte. Er unterschied sich aber von Jenem, der damals in sehr defecter Toilette daherging, durch einen neuen, wahrhaft eleganten Anzug. Sein Rock, dessen oberstes linkes Knopfloch das Bändchen des unvergeßlichen Gönners Feth-Ali-Khan schmückte, war

von modernstem Schnitte, das perlgraue Pantalon saß auf dem feinsten Lackstiefel auf, die Hände waren von taubengrauen Handschuhen eng umschlossen. Seinem Barte war inzwischen die sorgsamste Pflege angediehen, die Schnurbartspitzen waren gesteift und halbmondförmig in die Höhe gedreht, das etwas ergrauende Haupthaar zeigte bis in den Nacken hinab die sorgfältigste Scheitelung. Den ganzen Mann umwehte eine Atmosphäre feinen Parfüms, gleichsam ein Hauch des Orients.

„Durchlaucht," begann der Freiherr mit der ihm eigenen vornehmen und selbstgefälligen Nonchalance, welche jedoch von Gemessenheit nicht frei war, „Sie sehen einen Mann vor sich, welcher seit ein paar Wochen in Europa ist und nachdem er beinahe zwanzig Jahre lang im Orient aus einem Kriege in den andern gezogen. Ich bin gewandter mit dem Schwerte, als mit Worten, und bitte daher zu entschuldigen, falls ich bei der unerläßlichen Berührung eines äußerst delicaten Stoffes durch Ungeschicklichkeit oder durch Gemüthsbewegung aus dem Geleise rutschen sollte, welches mir die höchste Ehrerbietung für seine Durchlaucht anweist."

Der Fürst regte sich nicht, obwohl die Spannung in seinem Innern wo möglich noch gewachsen war.

Herr von Weyher fuhr fort:

„Ich will mich nicht von Ruhmliebe freisprechen, muß aber auch betonen, daß ich mich aus einem höheren und rein sittlichen Motiv auf eine gefährliche, abenteuerliche Laufbahn stürzte, auf welcher dem Kühnen allerdings die Glücksgöttin hold war. Ich habe Ehren und Glücksgüter errungen, da ich vorher nichts als meinen Adel hatte, einen Adelsnamen, der freilich älter ist, als der vieler souverainen Familien. Ein Jahr ungefähr vor meiner Abreise in den Orient hatte ich ein Mädchen geheirathet, arm, aber reich an allen weiblichen Tugenden; ein liebliches Töchterchen war mir vom Himmel geschenkt worden; da brachen schwere Lebenssorgen plötzlich in das Paradies meiner Liebe herein, ich sah die Unmöglichkeit ein, ferner eine meiner und der zwei geliebten Wesen würdige Stellung zu behaupten; ich faßte daher mit blutendem Herzen den Entschluß, mein Glück im Osten zu versuchen. Umsonst war aller Widerstand meiner Frau, die aus Liebe zu mir gern gestorben wäre, mich ziehen zu lassen. Ich setzte meinen Plan durch, entschlossen, nöthigenfalls für sie und für unser Kind zu sterben. Dank meinem Stern war es mir bald gelungen, meine persönliche Kraft zur Geltung zu bringen und für die Meinigen aus weiter Ferne Sorge zu tragen. So glücklich war ich leider nicht, die Wiedervereinigung

mit meiner Familie, wie mein Herz es wünschte, zu erzielen. Zwanzig prüfungsreiche Jahre vergingen, bis es mir möglich ward, zurückzukehren. Nach so langen Irrfahrten finde ich, ein moderner Odysseus, meine treue Penelope wieder; das Kind, das ich zuletzt als Säugling gesehen, steht als blühende Jungfrau vor mir da. Der Traum meines ganzen Lebens, fortan im Schooße meiner Familie im ruhigen Glücke weiter zu leben, scheint spät, aber endlich doch erfüllt. Leider ist es Schein! Der Kampf, dieser Dämon meines Lebens, erscheint in neuer Gestalt. Verläumdung und Bosheit umschwirren meinen häuslichen Heerd, meine Familienehre droht die Beute elender Lästerzungen zu werden, die nichtswürdigen Insinuationen wagen sich sogar in das Licht der Oeffentlichkeit und das gegen mein Haus geschmiedete Complott erreicht dadurch seinen Culminationspunkt, daß es in allerneuester Zeit in diesen erlauchten Räumen, in welchen ich zu stehen die Ehre habe, sein Hauptquartier gefunden —“

„Sprechen Sie deutlicher,“ sagte der Fürst ruhig, aber finster und mit bissigem Ausdruck. Ich bin den orientalischen Styl nicht gewöhnt.“

„Mein Vertrauen auf Euer Durchlaucht fürstlichen Edelsinn,“ erwiderte Herr von Weyher, „ist so

groß, daß ich durch den Ton der eben vernommenen Worte nicht geschreckt werde. Nöthigenfalls würde mir der Muth, mit welchem ich um irdische Glücksgüter gekämpft, da nicht fehlen, wo ich meine heiligsten Gefühle vertheidige —"

„Ich muß Sie abermals fragen, wovon Sie sprechen?" fiel ihm der Fürst mit durchbrechender Ungeduld in's Wort. „Meine Zeit ist sehr gemessen."

„Ich spreche," gab Freiherr von Weyher zur Antwort, „von dem in der 125sten Nummer des Donaureiches erschienenen Artikel und dem damit in Verbindung stehenden Briefe, welchen Ihre Durchlaucht an den hochwürdigsten Domherrn von Bork geschrieben haben."

„Und was kommen Sie damit zu mir?" polterte der Fürst hervor. „Ich bin nicht der Redakteur des Donaureiches und Sie sind kein Polizist, der meine Correspondenz zu überwachen hat."

„Wohl nicht Ihre Correspondenz," versetzte der Freiherr, „aber meine Ehre, den Namen meiner Familie —"

„Sie handeln offenbar im Interesse des Domherrn," erwiderte der Fürst barsch. „Sie sind sein Unterhändler —"

„Durchlaucht," erwiderte der Freiherr mit ver-

bissenem, doch etwas zur Schau getragenem Ingrimm, „es steht ein Edelmann vor Ihnen, der Ihnen zwar an Macht, aber nicht an Adel nachsteht! Mein Vermögen dürfte man mir rauben, aber nicht meine Ehre. Ein Freiherr von Weyher sinkt nicht zum Unterhändler herab; übrigens hat eine solche Bezeichnung in solcher Angelegenheit nicht den geringsten Anhaltspunkt für sich. Frau von Weyher wird für eine Concubine erklärt, doch ist sie vor Gott und den Menschen meine rechtmäßige Gemahlin; mein Kind wird als Bastard bezeichnet — und doch ist es mein Fleisch und Blut! Und was den Domherrn von York betrifft, so frage ich, wessen Obhut ich eine unerfahrene junge Frau mit ihrem Kinde besser anvertrauen konnte, während ich auf der andern Seite der Erdkugel kämpfte, als einem Manne, welchen das Gewand, das er trägt, am Besten vor Verläumdungen schützen sollte, wie sie menschliche Bosheit jederzeit mit besonderer Vorliebe in Umlauf setzt? Der Domherr hat die Gefahren, die einem alleinstehenden Weibe drohen, fern gehalten, nicht aber welche herbeigeführt, und ich würde mich eines grenzenlosen Undanks schuldig machen, wenn ich nicht das Aeußerste daran setzte, seine Aufopferung vor Reue zu bewahren, während ich gleichzeitig zu jedem Schritte entschlossen bin, welcher nöthig sein

wird, meine Ehre als Familienhaupt wieder herzustellen!"

„Wenn Ihnen Ihre Ehre so hoch steht, wie Sie behaupten," antwortete der Fürst trocken, in verächtlichem Tone, „so kann ich Ihre Lage nur bedauern. Sie sind getäuscht worden."

„Das ist leichter behauptet, als erwiesen," versetzte der Freiherr rasch. „Meine hinterlistigen Feinde haben auf zwei Dinge nicht gerechnet: auf juridische Beweise und meine Gegenwart."

„Ich muß zugeben," sagte der Fürst bitter, „daß Ihr unerwartetes Erscheinen auf dem Schauplatze ein großer Glückszufall für den Domherrn ist, welcher den Stand seiner Ankläger sehr erschwert. Was übrigens die Beweisstücke betrifft, so schlagen Sie dieselben gering an —"

„Ich wollte sie sehen und kennen!" rief Freiherr von Weyher.

„Ich hab' es mit dem Domherrn, nicht mit Ihnen zu thun."

„Seine Sache ist von der meinigen gar nicht zu trennen. Seine Schuld wäre ein Verbrechen an mir; ist er aber unschuldig, wofür ich mit meinem Leben einstehe, so bleibt noch die schwerste Ehrenkränkung an mir zurück."

„Wenn Sie von alledem, was Sie sagen, so überzeugt sind," sprach der Fürst, „so begreife ich Ihre Entrüstung; dann bleibt aber noch die Frage übrig: auf welcher thatsächlichen Grundlage diese Ihre Ueberzeugung fußt? Sie sagen, daß Sie seit Kurzem Europa wieder betreten haben. Sie haben sonach wohl weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, der Ursache der bösen Gerüchte nachzuforschen. Dies ist möglich, wiewohl ich nach dem mir bekannten Sachverhalt daran zweifeln sollte und die Stellung noch immer nicht klar genug durchschaue, welche Sie zwischen Ihrer Frau und Herrn von Vork einnehmen!"

„Durchlaucht!" rief der Freiherr in größter Aufwallung, „Sie stellen meine Mäßigung auf die ärgste Probe. Ich erkläre Ihnen in's Gesicht alle diese Gerüchte für Erfindung und Lüge."

„Wollen Sie noch ferner sich die Augen zuhalten," versetzte der Fürst achselzuckend, „so steht Ihnen das frei!"

Er machte Miene, seinen Besucher zu entlassen.

„Dabei bleibt es nicht, Durchlaucht," versetzte Herr von Weyher mit aller Entschiedenheit. „Ich bestehe auf vollständiger Genugthuung. Erhalte ich sie nicht, so werde ich sie mir zu erzwingen wissen, über welchen öffentlichen Scandal mich meine Bahn führen mag."

„Damit werden Sie dem Domherrn einen schlechten Dienst erweisen," warf der Fürst höhnisch ein. „Der dürfte schlimm dabei wegkommen."

„Aber noch weit schlimmer seine Verläumder," fügte der Freiherr rasch hinzu.

„Wir wollen sehen," sagte der Fürst scheinbar gleichgültig, wiewohl ihm die Wendung ganz unangenehm war. „Sie wenden sich also an's Gericht? —"

„Mein nächster Gang," rief der beleidigte Familienvater, „ist zum Staatsanwalt."

„Wenn Sie aber nichts ausrichten?"

„Das ist meine Sorge."

„Sie sind verblendet," sagte der Fürst, indem er an den Mosaiktisch hintrat und auf ein dort liegendes Bündel Papiere zeigte. „Da — darauf fußt mein Glaube an der Sache."

„Dem Schuldlosen kann man nicht beikommen!"

„Und aus welchem Grunde," versetzte der Fürst, „hätte Herr von Bork sein Schlößchen bei Gollhausen auf den Namen der Frau von Weyher einschreiben lassen?"

„Argwohn kann darüber mancherlei denken, darf aber nichts laut sagen, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen."

„Ihre Frau hat während Ihrer Abwesenheit von den reichen Gaben des Domherrn gelebt..."

„Das wäre," versetzte der Freiherr, „jedenfalls ein edler Gebrauch von großen Mitteln."

„Ich räume ein," sagte der Fürst, „daß alle diese Fragen sich vereinzelt mit Glück beantworten lassen, aber im Zusammenhang mit den Hauptpunkten der Anklage sind sie von einem erdrückenden Gewicht. Fassen wir nur einen der Punkte in's Auge: die Geburt Ihrer Tochter. Oder nein! Was ist ein Beweisstück? Ist's eine vom Domherrn saldirte Rechnung über ein Frau von Weyher zugesandtes Collier im Betrag von zehntausend Gulden? Ist es eine Copie der Schenkungsurkunde —"

„Von da also her bläs't der Wind!" rief der Freiherr, den Kopf emporwerfend. „Wenn darauf Ihre Anklage fußt, ist meine Sache so gut wie gewonnen. Ich muß kühn werden, Durchlaucht! Sie haben diese Papiere dem Schwager meiner Frau abgekauft!"

„Was sagen Sie da!" rief der Fürst entrüstet. „Ich kenne Ihre Verwandtschaft nicht! Weiß nichts von ihr."

„Sie mögen allerdings nicht wissen," erwiderte Herr von Weyher, „daß der Ueberbringer dieser Papiere mein nichtswürdiger Schwager ist, ein Mensch, der das Zuchthaus verdient. Er scheint sich mit Ihnen

ein Manövre erlaubt zu haben, das er kurz vorher, um Geld zu erpressen, an Herrn von Bork versucht hat. Ich durchschaue es und bin, trotz meiner kurzen Anwesenheit in Europa, über alle diese Dinge nicht so schlecht unterrichtet. Ja, so ist es! Ich erkenne Alles aus der Anführung des Taufscheins meiner Tochter. Dieser Taufschein ist eine schon verbrauchte Erfindung meines elenden Schwagers, eines Subjects, den Jedermann, der mit ihm zusammengekommen, mit Abscheu nennt. Ein Denunziant, Spion, Taugenichts, Schuft — dies Alles in Einem — Burda!"

„Sie irren" — versetzte der Fürst, der seine Betroffenheit kaum bemeistern konnte.

„Er ist es, nur er kann es sein," fuhr der Freiherr triumphirend fort. „Möglich, daß er sich unter einem andern Namen bei Ihnen eingeschmuggelt, gleichwie er als Doctor Pante bei Herrn von Bork eine Erpressung zu üben gekommen —"

Dem Fürsten erstarrte das Wort im Munde, da er nun die Identität Burda's und Pante's unwiderleglich constatirtsah.

„Sie rathen umher," sagte er nach einer Pause, bemüht, sich aus seiner Verlegenheit heraus zu wickeln, oder einen Ausweg offen zu haben, um von der Intrigue, die ein so verworfener Mensch angesponnen,

bei Zeiten loszukommen. „Sie verfallen auf diesen oder jenen Namen! Das führt uns nicht näher zum Ziele. Mein Brief war übrigens an den Domherrn, nicht an Sie geschrieben. Ich gebe zu, daß er Dinge enthielt, die Ihrer Ehre nahe treten mußten, doch dies Malheur hat eher Herr von Bork zu verantworten, als ich es zu verantworten habe. Ich habe es daher lediglich nur mit dem letzteren zu thun. Ich kenne ihn," fuhr der Fürst fort, und man sah, welche Ueberwindung ihm die Worte kosteten, „als einen unserer trefflichsten und eifrigsten Priester. Es war natürlich, daß ich ihm die Gerüchte zu Ohren bringen mußte, die seit einiger Zeit mündlich und schriftlich über ihn cursiren. Es freut mich, wenn es nur Gerüchte, lügnerische Gerüchte sein sollten, und ich habe in dieser Beziehung einen gewichtigen Anhalt an Ihnen, Herr von Weyher! Sie sind, wie ich zu meiner Ueberraschung gesehen, trotz Ihres noch kurzen Aufenthalts in Europa über Vieles unterrichtet nnd werden sonach auch vielleicht wissen, daß der Name Kronenburg nicht dafür bekannt ist, ein Feind des Clerus zu sein, ja daß Fürst Kronenburg eher gewohnt ist, den Clerus in Schutz zu nehmen, als ihn anzugreifen. Hoffentlich wird diese meine Erklärung diese bedauerliche Angelegenheit für beide Theile befriedigend erledigen."

Der Fürst, welcher vor dem ägyptischen Krieger einen vollständigen, wenn gleich gedeckten Rückzug angetreten, nickte in außerordentlicher Selbstüberwindung mit dem Kopfe und Herr von Weyher war entlassen.

Dieser hatte den Zweck, den er im Auftrage des Domherrn verfolgte, erreicht und verließ, einige unverständliche Worte murmelnd, weltmännisch sicher und gemessen das fürstliche Gemach.

Sechstes Capitel.

Zieht vergilbte Papiere an's Licht.

Die Rückkehr des Herrn von Weyher von seinen orientalischen Triumphzügen war dem Domherrn einestheils gelegen gekommen. Als ihm dieselbe zuerst von Oskar Wallberg gemeldet wurde, schien ihm das Erscheinen des Abentheurers eine neue Verlegenheit, aber schon in den nächsten Tagen und zwar, da sich der Conflict auf's Aeußerste gesteigert hatte, fand er an ihm eine Waffe, welche ihn gegen das feindliche Auftreten des alten Fürsten Kronenburg vertheidigen sollte.

Die Rechnung war gewagt, aber der unmittelbare Erfolg derselben ein guter. Der alte Fürst gab den Kampf auf, in welchem er seinen davongejagten Exsecretair Burda zum Bundesgenossen, und eine so bedenkliche Persönlichkeit wie Herrn von Weyher zu einem, wie es schien, auf's Aeußerste entschlossenen Gegner haben sollte. Anderen Sinnes

geworden, schrieb er dem Domherrn, und wenn es auch seinem Stolze entgegenlief, sich förmlich zu entschuldigen, so gab er doch Erklärungen ab, welche eine vollständig beruhigende Wirkung übten.

Das Gewitter hatte sich also verzogen, aber die Athmosphäre war noch lange nicht so frisch und rein, daß sie der Domherr mit Behagen athmen konnte. Er hatte sich für den Augenblick den alten Concordatsmann vom Halse geschafft, sich aber dafür Herrn von Weyher in die Hand gegeben. Er hatte in diesem Falle gehandelt, wie man oft in verzweifelten Lagen handeln muß, indem man eine Gefahr beseitigt und eine andere heraufbeschwört.

Vorerst hatte er von Herrn von Weyher nichts zu fürchten, welcher, von allen Mitteln entblößt, auf des Domherrn Geldbeutel angewiesen war. Diesem lag nichts ferner, als auch nur scheinbar, Haus- und Gattenrechte zu beanspruchen. Er wohnte in der Stadt und wählte zu seinen Besuchen in der Villa nur die Stunden, an welchen der Domherr dort zu treffen war. Man erfuhr bald, daß dieser moderne Ulysses mit einer Frauensperson zusammen lebe, welche vermuthlich einen großen Theil seiner Irrfahrten mitgemacht hatte. Diese Nachricht war ganz erfreulich, aber noch besser wäre es gewesen, wenn Ulysses

wieder eine Absicht gezeigt hätte, die Anker zu lichten und anderen Gestaden zuzueilen, dazu aber machte er keine Mienen.

Die Krise, welcher Herr von Bork durch sein Festhalten an einem seinem Stande untersagten Verhältnisse verfallen war, hatte eigentlich zwei Seiten: eine äußere und eine innere. Die äußere, zu welcher jeder feindliche Angriff zu zählen war, mochte dieser von Kronenburg, Burda oder wem immer ausgehn, bedrohte seine Existenz und seine Stellung vor der Welt, während die innere im Stande war, sein inneres Glück zu zerstören, die heiligsten Bande zu zerreißen und das wärmste Gefühl seiner Brust, sein Vatergefühl, anzugreifen.

Als er sich nach Außen zur Wehre setzte, entschlossen, Alles, was über Frau von Weyher und ihn gesprochen worden war, als Erfindungen der Bosheit und Verläumdung zurückzuschlagen, konnten seine eigenen Bedenken und Zweifel, wie oft sie auch aufgetaucht waren, keine besondere Bedeutung erlangen. Als aber die Waffenruhe wieder zurückgekehrt war, concentrirten sich seine Gedanken ungestört auf einen Punkt, welcher, je länger er ihn betrachtete, immer schwärzer, immer größer wurde nnd ihn immer mehr beunruhigte.

Burda hatte ja nicht blos behauptet, sondern

auch gewissermaßen mit Dokumenten bewiesen, daß sein Kind gestorben und an dessen Stelle Veronica unterschoben worden sei. Der Domherr liebte Veronica über Alles. Man raune dem vertrauensvollsten Gatten, der ein geliebtes Kind sein nennt, auf eine plausible Weise in's Ohr, dies Kind sei nicht sein eigenes — so wird und muß sich in seinem Gemüthe eine peinliche Scepsis einstellen, wenn er auch anfangs über diese Zuflüsterung in's Lachen ausgebrochen wäre.

Diese zweifelvolle Unruhe wird um so länger anhalten und sich bis zur schrecklichsten Bestürzung steigern, je größer und verführerischer die Wahrscheinlichkeit der Insinuation ist. Kein Wunder, daß Herr von Bork, der anfangs über diesen Punkt nach der Unterredung mit Frau von Weyher beruhigt hinweggegangen und die Sache als eine teuflisch berechnete Malice seines Schwagers betrachtete, endlich in einen Grad der Unruhe hinaufgetrieben wurde, welches ihn keiner Vorstellung mehr zugänglich machte. Seine Ehe war so exceptionell, Zeit und Umstände, unter welchen die Unterschiebung vor sich gegangen sein konnte, so zutreffend, daß auch ein fester Glaube eine zeitlang erschüttert werden konnte. Namentlich aber ließ sich der Toden- und Taufschein, den ihm Burda

vorgelegt hatte, nicht so einfach von der Hand weisen, denn diese Papiere waren offenbar nicht gefälscht, wie sie denn auch von jeder Radirung frei waren.

Es ist schwer, ja oft unmöglich, in Fällen wie der vorliegende eine Untersuchung anzustellen. Es handelt sich um Vorfälle, die im Augenblick ihrer Bildung jede Zeugenschrift fernhalten und deren schwache Spuren der Flugsand der Zeit verweht. Hier lagen beinahe zwei Decennien zwischen Damals und Heute.

Unter den Papieren, welche die Treue und Wahrhaftigkeit der Frau von Weyher antasteten, befand sich, wie wir wissen, der Taufschein eines in Ragusa am 20. Mai 1841 auf den Namen Veronica Weyher getauften Kindes. Es fragte sich, wie es sich damit verhalte?

Dieser Taufschein war in italienischer Sprache abgefaßt, offenbar von der Hand eines Kirchendieners geschrieben. Die Unterschrift des Pfarrers auf demselben war hieroglyphisch und nicht zu entziffern.

Der Domherr erinnerte sich, daß die Seelsorge in Ragusa zu dieser Zeit, wie in anderen Städten Dalmatiens, dem Orden der Kapuziner anvertraut gewesen.

Der Domherr hätte vielleicht Aufschlüsse über die

große Angelegenheit seines Herzens erhalten können, wenn er die Gattin Burda's, der sich noch immer in Wien aufhielt, hätte aufsuchen wollen. Doch dagegen sträubte sich sein ganzes Empfinden, das Gefühl seiner Würde Frau von Weyher und sich selbst gegenüber. Ein Gang zu solch einem Weibe war für einen Mann, wie der Domherr, eine Unmöglichkeit.

Eines Tages hatte er aber die Schublade eines Büreau's geöffnet, in welchem Julie von Weyhers Briefe, die Denksteine langer und schwer getragener Trennungsjahre, in chronologischer Ordnung geschichtet lagen. Auch das erschien ihm wie ein Verrath, hier nachforschen zu wollen, ob sich irgend etwas da fände, was ihn auf eine Spur führen könne, zuletzt aber hatte er doch das Paquet, das aus dem Jahre 1841 stammte, hervorgezogen.

Es waren die Ergüsse eines leidenschaftlichen Herzens, die vor ihm wieder aufwallten; eine Lyrik war in diesen Briefen, die er kaum mehr verstand. Die Geliebte sagte ihrem Freunde in hundert Weisen, was er ihr sei und brachte den Hymnus ihres Fühlens nie zu Ende. Schmerz über ihre Verlassenheit, Gram und Zorn über die Welt, in welcher sie den, der ihr Alles war, nicht als den Ihrigen bekennen durfte, Sorge, die das verspätete Eintreffen jedes

Briefs wie eine beginnende Vernachlässigung empfand, dann wieder Glück, Jubel über jedes ihr zukommende Lebenszeichen und Liebeswort mischten sich darin.

Wir theilen einige Bruchstücke mit:

Januar 1841.

„Ich bin krank. Von Dir fern sein, ist ein Stillestehn des Daseins, ein Schmerz, der sich nicht bannen läßt. Ich fürchte mich vor dem Leben, vor seiner Länge, vor seiner Inhaltslosigkeit. Es vereinigen sich soviel Dinge mich zu kränken, ich fühle mich so allein, es giebt Niemanden, der mir das Gefühl der Verlassenheit fortnimmt, selbst nicht das Kind in der Wiege neben dem Tischlein, an welchem ich Dir schreibe. In diesen langen, langen Winternächten, während es auf dem Meere stürmt, die Schiffe in Gefahr sind und die Winde um unser kleines Haus wie losgelassene Dämonen toben, schläft es ruhig, ich aber möchte es mit mir nehmen, allen Schrecken trotzen und monatelang durch die Wasserwüste fahren, wenn ich wüßte, Dich an deren Ausgang zu finden ...“

* * *

Januar 1841.

Du trafst uns — meine Schwester und mich — als zwei verlassene Waisen, mich, eine Gattin kaum,

und schon von einem pflichtvergessenen Gatten verlassen. Du wurdest unser Beschützer. Meine Dankbarkeit war bald Liebe, Alles überwältigende Liebe geworden, doch sie erschien mir sündig und ich wollte die Glut mit meiner eigenen Hand löschen. Es war eine Strafarbeit und sie fruchtete nichts. Ich dachte in die See zu springen, aber ich fiel in Deine Arme. Seitdem folgte ich mit geschlossenen Augen, wohin Du mich führtest. Ein Jahr dauerte mein Glück, ein Leben, wie eine Lustfahrt, es erscheint mir jetzt, wo ich daran zurückdenke, wie die Verzückung einer Secunde. Warum mußte es so plötzlich enden, warum mußten wir so jäh auseinandergerissen werden? Barbarische Menschen!

* * *

Du bist mein Leben und mein Schicksal geworden, ich aber darf, wenn Du auch vor Gott mein Gatte bist, nicht wie andere Frauen, einen Anspruch auf Dich erheben. Noch ist Deine Liebe mir Bürgschaft genug, daß Du mir bleibst, aber wenn uns die Menschen auf Jahre hin trennen, wird es so dauern?

Das ängstigt mich, da streckt das Kind die Aermchen aus und lächelt.

Nein, nichts kann, nichts darf Dich von mir trennen, so lange dieser liebliche Fürsprecher lebt!...

*   *
*

Also auch Dir ist es trotz allen Nachforschungen nicht gelungen, über Weyher etwas zu erfahren? Am Tage der Trauung verschwinden, einen Brief zurücklassen, man komme wieder und nie mehr erscheinen, nie mehr etwas von sich hören lassen — ist wohl je Aehnliches vorgekommen?

Und doch muß ich wünschen, daß er nie zurückkehre! Wie stünde ich vor ihm da? Würde seine Schuld die meinige auslöschen?

*   *
*

Wir haben Unrecht begangen und täuschen die Welt. Aber wer uns richten wollte, der sollte auch die Ungerechtigkeit von Satzungen bedenken, welche von Dir den Selbstmord des Herzens und der edelsten und heiligsten Gefühle verlangen.

Du fügtest Dich ihnen, weil Du Dich selbst noch nicht kanntest und sahest zu spät, was Du geschworen. Ich wollte Dich nicht länger unglücklich sehen. Bin ich deßhalb so strafbar?

*   *
*

Um mich herum leben griechische Geistliche. Sie haben Weib und Kind und sind glücklich. Warum

solltest Du nicht auch Weib und Kind haben können? Warum muß unsere Liebe das Licht scheuen? Weil vor Jahrhunderten ein Papst gelebt, der seine Priester lostrennen wollte von allen menschlichen Beziehungen!

* * *

Februar 1841.

Ich bin mit meiner neuen Wohnung sehr zufrieden. Sie ist still, traulich, da können die Geister der Erinnerung heranziehen, da spinnt sich stilles Innenleben. Stille ist Seligkeit. Geister flüstern, ungeheure Wasser dehnen sich aus, ziehen lautlos über uns hin. Das Auge sieht die Blumen der Tiefe, Gesichtszüge bilden sich in der Luft, wie Zweige reicht es herein. Hinüber, hinüber! Kennst Du das Land? Planeten sind ihm eigen, Lichtmeere, man zieht über die Grenzen des Firmaments in die Urstille.

Dort beginnt die Ewigkeit, der einzige Trost der Beschränkten, Gebundenen, der Trost derer, die das Leben verloren, dort liegen Welten, die wir bereisen, wie jetzt Länder.

Diese Stille ist mein Trost. Verstehst Du ihn?

* * *

März 1841.

Deine Macht über mich ist unbegränzt. Ich glaube, wenn ich gestorben wäre und Du kämst, mich noch einmal zu sehen, ich würde die geschlossenen Augen aufschlagen und Dir ein zweites Leben verdanken.

* * *

Wenn an dem Tage, an welchem Nachrichten von Dir eintreffen sollen, Dein Brief ausbleibt, gerathe ich in einen unbeschreiblichen Zustand. So war es gestern und vorgestern. Da träumte mir die ganze Nacht, daß ich Särge öffnete und Jemanden suche. Aber ich fand kein bekanntes Gesicht.

* * *

April 1841.

Die vornehmen Leute, die sich einst um Dich drängten, scheinen Dich alle vergessen zu haben. Niemand von ihnen nennt Deinen Namen. Um so eigenthümlicher wirkt es auf mich, wenn ich ihn doch einmal höre.

Gestern war der Abend wunderschön, die Wellen schlugen sanft ans Ufer, ein wunderschöner Stern blickte herunter wie ein freundliches Auge und spiegelte sich. Meine Schwester hatte Lust, eine Fahrt

im Boot zu machen und ich trat an das Fenster eines mir bekannten Fischers. Er war bei seinen Netzen im Hofe beschäftigt, die Frau ging hinaus ihn zu holen. Da fragte mich eine Stimme aus dem Zimmer: ob ich lange nichts von Dir gehört habe? Ueberrascht sah ich hinein. In der Ecke saß ein alter Mönch, den Rosenkranz zwischen den Händen. Er sagte, wie Du immer freundlich mit ihm gewesen. Er heißt Michael Radno.

* * *

Als der Domherr diese Zeilen gelesen, gerieth er in eine große Bewegung. „Radno“ stand hier, und „Radno“ konnten die Hieroglyphen der Unterschrift des Taufscheins heißen. Ja, jetzt war's klar, das hieß: Michael Radno. „Hätte ich den Namen nicht zuvor hier gelesen, niemals hätte ich ihn hier herausgebracht!“ sagte er zu sich.

Was den Namen selbst betraf, so fiel ihm zuerst keine bestimmte Figur dabei ein, auch konnte er sich gar nicht denken, welches Wohlwollen, welche Freundlichkeit er ihm bewiesen haben sollte? Erst, nachdem er sich den Namen wohl fünfzigmal wiederholt, war ihm, wie wenn er ihn bereits gehört habe, ja mit dem Träger desselben bekannt gewesen sei. Da sich

aber diese dunkle Erinnerung trotz allen Nachsinnens nicht aufhellen wollte, mußte diese Bekanntschaft wohl nur eine ganz flüchtige und oberflächliche gewesen sein.

Herr von Bork forschte weiter nach. Da, wie er wußte, die Seelsorge damals in Ragusa dem Kapuzinerorden anvertraut war, mochte Pater Radno ein Kapuziner sein. Der Domherr ließ sich den Katalog des dalmatinischen Diöcesanclerus bringen. Der Name Radno war nicht darin.

Indeß kamen doch gewisse Momente dem Gedächtnisse des Herrn von Bork zu Hilfe. Er erinnerte sich plötzlich, daß er einem gelehrten Kapuzinermönch, der sich in Wien ihm vorgestellt, vor etwa fünf und zwanzig bis dreißig Jahren Empfehlungen nach Rom gegeben habe, wo dieser die Herausgabe eines von seinem Provincial beanstandeten Werkes hatte durchsetzen wollen. Er hatte den Mann einmal und nicht wieder gesehen.

Der Domherr konnte sich's nun nicht versagen, innerhalb des Ordens selbst anzufragen. Man erwiderte ihm, daß allerdings ein Pater Michael Radno vor Jahren in Ragusa gelebt habe; er sei, da er in seinem hohen Alter das heiße Clima nicht vertragen, nach Prag versetzt worden, wo er — wenigstens noch vor ein paar Jahren — am Leben gewesen.

Daß der Mann, der ihm so wichtig geworden, ihm so nah sein sollte, erschien dem Domherrn wie ein glücklicher Zufall und wie ein Schicksalswink.

Er reis'te noch am Abend des Tages, an welchem er es erfahren, ohne für Frau von Weyher eine Meldung zurückgelassen zu haben, nach Prag.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Führt den Adepten einer seltsamen Wissenschaft vor.

Am alleräußersten Ende des Prager Hradschins dehnt sich ein weiter, nur theilweise gepflasterter Platz aus, dem seine Verwahrlosung und Oede den Charakter eigenthümlicher Melancholie verleihen. Er heißt der Lorettoplatz.

Auf der einen Seite sieht wie eine ungeheure Citadelle das Cernin'sche Majoratshaus daher, ein Gebäude von luxiöser aber ungeschlacht plumper, schwerfälliger Pracht. Es soll auf der Stelle stehen, wo in alten Fabeltagen die Mutter des heiligen Wenzel, die berüchtigte Drahomira, von der Erde verschlungen wurde, und ein böser Zauber schien in der That von jeher auf dem Palaste zu liegen. Nicht nur, daß sein Bau, der Millionen kostete, die Erbauer ruinirte, Die, die zuerst einzogen, starben sämmtlich früh. Groß genug, um einen König mit Hunderten von Rittern aufzunehmen, wurde es, nachdem es lange

verlassen gestanden, ein Militärlazareth, sodann ein Zinshaus für arme Leute, endlich eine Kaserne. Es ist wie eine bittre Ironie, aus den Fenstern dieses Prachtgebäudes zerrissene Soldatenwäsche hängen zu sehen.

Dem Cernin'schen Palais gegenüber dehnt sich eine lange graue Mauer hin, welche der Geschmack des 17. Jahrhunderts mit Heiligenstatuen im extravaganten Barokstyl geziert hat. Hinter dieser Mauer steht das unter der Obhut des Kapuzinerordens gestellte Prager Lorettohaus. Auch dieses fußt auf historischem Grunde. Als Ferdinand II. die Religionsfreiheit aufhob und Alle, die sich zur römischen Kirche nicht bekehren wollten, des Landes verwies, da verödeten die Gassen ringsum, die Häuser wurden baufällig, man riß sie nieder und Kirchen, Kapellen, Kreuzgänge und Gärten wurden auf dem Platze angelegt. Die ersten Adelsfamilien Böhmens, die Lobkowitz, Kolowrat, Sternberg, Cernin, Martiniz, Harrach, Waldstein, Nostiz wetteiferten nun, dem Bau die reichsten Opfer darzubringen. Die Monstranzen und Kirchengewänder, die von frommen Adelsfrauen der Lorettokirche geweiht wurden, stellten einen Werth von Millionen dar. Im Himmel mögen diese Gaben ihre Früchte getragen haben, auf Erden

nicht. Melancholie und Misere liegt wie ein Bann ringsum.

Ueber diesen Platz schritt eines Vormittags unser Domherr. Er hatte seinen Wagen unfern an der Ecke des Pohorzoletz stehen lassen. Sein Ziel war das Kapuzinerkloster. Nach den Regeln des Ordens ganz schmucklos und ärmlich erbaut, liegt es seitwärts von der Lorettokirche in einer Senkung, noch dazu hinter einer Mauer versteckt, so daß kein Fenster in's Freie blicken kann. Es ist, als ob die unheimliche Oede des Lorettoplatzes den weltabgekehrten Bewohnern dieses Hauses noch immer zu weltlich geräuschvoll wäre.

An der Treppe vor der Lorettokirche angelangt, hielt Herr von Bork, das Kloster fixirend, plötzlich still.

„Dort also soll ich Alles erfahren!" sagte er zu sich. „Wie, wenn ich jetzt noch umkehrte? . . . Als ich ein junger Mensch war und meine Gesundheit eine Zeitlang mich und meine Eltern besorgt machte, sollte ich eines Tages einen Doctor consultiren, der eine große Autorität bei Brustleiden war. Ich kehrte vor seiner Thür um. Es war gut. Ich hätte freilich erfahren können, daß meine Besorgnisse grundlos, ich hätte aber eben so gut aus seiner Miene und seinen Verordnungen mein Todesurtheil herauslesen

können. Dann hätte noch die Melancholie das Weitere gethan. Besser, daß ich mein Nichtwissen weiter getragen. Es hat mich vielleicht erhalten. Nur das Wissen von dem, was uns frommt, ist gut. Soll ich thun, wie ich damals that, und umkehren?"

Die Töne eines schadhaften Glockenspiels hatten sich hören lassen und verstummten plötzlich.

„Nicht so kleinmuthig!" dachte der Domherr wieder und ging vorwärts. „Hier sollte ich umkehren, nachdem ich die Reise unternommen? Das wäre doch allzu kindisch. Wenn Pater Radno noch lebt, wenn seine Worte alles widerlegten — ich wäre neugeboren! Welcher Stein wäre von meiner Brust gewälzt! Vorwärts, vorwärts!"

Er schritt an dem, dem Kloster zugekehrten Kreuz vorbei und trat in das Ordenshaus.

Sein erster Blick fiel auf einen Gang und in einen mit Obstbäumen bepflanzten Garten. Doch schon trat ihm der Bruder Pförtner entgegen. Dieser, nur an solche Besucher gewöhnt, welche den „englischen Wunderbalsam", die sogenannten Kapuzinertropfen zu kaufen kommen, verbeugte sich tief, den Domherrn erkennend und fragte: was zu Diensten stehe?

„Lebt Pater Radno noch?"

„O gewiß, gewiß!" war die Antwort.

„Und lebt er hier? Hier im Kloster? Kann ich ihn sprechen?“

„Allerdings, es wird ihm eine große Ehre sein. Er ist seit Jahren nicht ausgegangen.“ —

„Dann führen Sie mich zu ihm.“

Der Bruder Pförtner wies eine alte hölzerne Treppe herauf. Tiefgeschwärzte Heiligenbilder in einfachen Holzrahmen sahen da herab. „Pater Melchior,“ sagte der Bruder, „ist trotz seines hohen Alters fast der thätigste unter uns. Er ist ein großer Gelehrter. Er studiert Tag und Nacht.“

Der Domherr stand vor der Thür einer gegen die Gartenseite zu gelegenen Zelle. Nach wiederholtem Klopfen kam ihm ein mattes Herein entgegen.

Der Pförtner entfernte sich.

Es war ein helles, reinliches Zimmer, in welches der Domherr trat. Die Morgensonne schien auf die weißen Dielen, die alten lederüberzogenen Stühle, das Bett, und den Betschemel mit seinem Kruzifixe. Die Spitzen der Bäume blickten herein. Im Schatten, in einer Ecke, vor einem mit Büchern bedeckten Tische saß ein alter, sehr alter Mann, die Brille auf der Nase und wühlte in einem Stoß von Papieren.

Pater Radno war ein Greis, hoch in den acht-

ziger Jahren, eine kleine, hagere Figur, mit einem tiefgekrümmten Rückgrat. Seine Oberlippe war rasirt, aber um Wangen und Kinn floß ein mäßig langer und breiter, schneeweißer Bart. Er hatte mit seinem bloßen Halse, an welchem die Haut faltig herabhing, mit seiner großen, geschwungenen Nase, in seiner dunkelbraunen Kutte die größte Aehnlichkeit mit einem Geier, welcher Aehnlichkeit auch die stechenden Augen, die Magerkeit und die Haltung des Körpers nicht widersprachen.

Er erhob sich, so rasch als es anging, von seinem Sessel und rückte die große runde Brille zurecht. Während seine Augen verzweifelte Anstrengungen machten, den nur einige Schritte vor ihm stehenden Besucher zu recognosciren, lüftete die Hand unter Zittern das auf dem Kopfe sitzende Käppchen, wobei eine große Glatze von spärlichen, weißen Haarbüscheln umgeben, sichtbar ward.

„Ich bin der Domherr von Bork. Sie werden sich meiner schwerlich erinnern.“ . . .

„Domherr von Bork? Aber ja, ja, ich erinnere mich,“ erwiderte der Alte mit matter aber schriller Stimme. „Ja, ja, ich kenne Sie! Jetzt dämmert es in mir auf! Freilich kenne ich Sie! In Rom“ —

„In Wien,“ berichtigte der Domherr. Aber das

ist richtig, daß Sie damals nach Rom gingen. Ich gab Ihnen Empfehlungsbriefe mit" —

„So ist es!" rief der Greis. „Richtig, Sie waren in Wien. Ich ging nach Rom" —

„Es war mir, dem jüngeren Mann," fuhr der Domherr fort, „damals eine wahre Genugthuung, meinen dortigen Bekannten einen Priester zu empfehlen, der als ein Licht in seinem Orden leuchtete."

„Habe mich viel geplagt," entgegnete Pater Melchior, den Strick zurechtschiebend, mit dem er gegürtet war und von welchem der Rosenkranz und das messingene Kreuz herabhing. „Doch es steht ja geschrieben: in sudore vultus tui vesceris pane, im Schweiße deines Angesichts wirst du dein Brod essen — dagegen läßt sich nicht murren. In meiner Jugend hatte ich den Wahn, es den großen Männern gleichthun zu können, die unserem Orden angehörten. Die Kirchenhistorie war das Feld meiner Thätigkeit. Zwanzig Jahre lang trug ich das Material zu einer Geschichte des heiligen Kirchenvaters Hieronymus zusammen. Umsonst! Umsonst! Ich bin nicht zugelassen worden, mit der Hauptarbeit meines Lebens hervorzutreten! Kabalen! Kabalen! Mißgunst! Vielleicht auch persönlicher Haß eines Cardinals, den ich nicht nennen mag. Roma! Roma! Umgekehrt gelesen amor,

das heißt: Liebe, ewige Liebe, christliche Liebe, sinnvolle Prädestination eines Namens, der aus der Heidenzeit, Jahrhunderte lang vor der Ankunft unseres Erlösers stammt! Diese Christenliebe hat sich dort an mir, armen Mönche, nicht bewährt. Wem ein rastlos strebender Geist von unserem himmlischen Vater verliehen worden ist, dem fällt es schwer, zu resigniren — doch" — er senkte den Kopf und brach plötzlich ab.

„Ich sehe es diesem Tische an," erwiderte der Domherr, „daß Sie noch immer arbeiten."

„Mein Gott, ja! Seines Fleißes kann sich jeder rühmen. Aber — es kömmt wenig damit heraus. Was bin ich, der alte Michael Radno, sogar vor Denen, die vor mir, hier, unter diesem Dache lebten! Nichts, gar nichts! Da ist z. B. Laurenz von Brandusium aus Calabrien — von Papst Pius VI. heilig gesprochen — seine Werke liegen heute noch als Manuscript in der lateranischen Bibliothek — da ist Pater Barsottus" — er hob ein kleines Büchlein, in Leder gebunden, zwischen den gefalteten Händen empor und führte es an seine Lippen, „welch eine köstliche Gabe ist seine Cynosura Mariana, seu Maria stella polaris Jesu Christo sole amicta! Ich lege Ihnen, Hochwürden, diese Lectüre an's Herz." . . .

„Ich will mir den Namen Barsottus merken!“ erwiderte Herr von Bork.

„Und ich vergesse ganz, Ihnen einen Sessel anzuweisen!“ rief der Greis. „Da, da, nehmen Sie Platz!“ Er räumte hastig einen ganzen Stoß Papiere hinweg, wobei wohl ein halbes Hundert kleiner Zettel auf den Boden stäubte.

Der Domherr half diese nach Möglichkeit aufzuräumen; der Alte fuhr fort:

„Da sehen Sie, womit ich mich in Mußestunden beschäftige! Ein Spiel — oder wenig mehr! Ja, ja,“ erläuterte er mit kindischer Selbstgefälligkeit weiter, „das würden Sie nie errathen, was auf diesen Zetteln steht! Die Namen der Geschichte und des Kalenders anagrammatisch behandelt. Das sieht dumm aus, aber nein! nein! Es ist Manches dahinter — mehr, als der Uneingeweihte glaubt. Sehen Sie wohl, was für merkwürdige Mahnungen, Offenbarungen, Deutungen herauskommen, wenn man Worte auch nur von hinten lies't! Leben heißt von hinten gelesen Nebel. Ja wohl, Leben ist Wandern im Nebel, die Klarheit ist drüben! Oder auch: Wie Nebel im Wind, das Leben verschwind't. Sorg' giebt Groß. Ist auch Eins und Dasselbe, je größer die Würde, desto schwerer die Bürde. Eva gibt Ave. Wie sinnig!

Ja, ja, was Eva verdorben, hat uns Ave zurückgebracht: Ave Maria, regina coeli! Und Sarg, was gibt denn das im Widerspiel der Anagramms? Gras! Ja wohl! Wo der Sarg ist, da ist das Gras nicht mehr ferne.“ . . .

Und der offenbar kindisch gewordene Greis wankte mehrere Schritte weiter, fing an in einer Schublade umherzukramen und brachte wieder andere Papierstreifen herbei, auf welche er allerlei Namen mit großen Buchstaben geschrieben, um diese nach Herzenslust zu combiniren und zu versetzen.

„Höchst merkwürdig,“ sagte der Domherr, um den Alten nicht vor den Kopf zu stoßen, „nur bitte ich vorerst, ehe wir dieses Thema wieder aufnehmen, der Angelegenheit, welche mich zu Ihnen führt, eine kleine Aufmerksamkeit zu schenken. Mir läge sehr viel daran, wenn Sie in Ihren Erinnerungen zurückschweifend, mir Auskunft in einer Angelegenheit ertheilen könnten, welche mich im höchsten Grade interessirt. Es betrifft eine Dame, die Sie als junges Eheweib gekannt haben müssen, da sie gleichzeitig mit Ihnen in Ragusa lebte — Frau von Weyher“ —

„A re dama maligna!“ sprang ihm der Greis kindisch lachend in's Wort, indem er, mit den roth-

geränderten Augen zwinkernd, mit den Händen in den Blättern spielte.

„Nein Ehrwürden,“ sagte der Domherr, gewissermaßen betroffen, ohne recht zu wissen, ob er die küchenlateinischen Worte für eine gelehrte Phrase oder eine bedeutungsvolle Anspielung halten solle. „Es ist kein schlimmes Weib, sondern, wie ich glaube, ein gar gutes, freundliches Wesen. Erinnern Sie sich wirklich Frau von Weyher noch genau?“

„Ob ich mich ihrer erinnere!“ rief der Alte. „Wenn ich auch fünf und achtzig Jahre hinter mir habe, auf mein Gedächtniß kann ich mir etwas einbilden! Wenn auch meine äußern Sinne eine Einbuße erlitten haben, meine innern sind darum nicht minder klar geblieben! Aber — setzen Sie sich doch lieber hierher,“ fügte er, einen zweiten Stuhl anfassend, hinzu, „denn auf dem rechten Ohre höre ich seit einiger Zeit recht schlecht!“

Der Domherr that, wie der Alte wollte und setzte sich neben ihn.

„Sie kamen jedenfalls mehrere male mit Frau von Weyher zusammen“ — sagte der Domherr, um das Gespräch endlich auf den gewünschten Gegenstand zu fixiren.

„O ja, ich sprach sie mehrere Male, und dessen erinnere ich mich ganz genau!“ erwiderte der Greis,

obwohl er diese Worte durch das lange darauf folgende Schweigen nicht rechtfertigte. „Ihr ist einmal ein Kind gestorben“ —

„Gestorben!“ rief der Domherr und es schnellte ihn vom Stuhle empor.

„Ja, ja, gestorben,“ sagte der Alte, „oder geboren — oder geboren — geboren werden und sterben — das ist alles Eins!“

Der Domherr athmete wieder freier auf, als er die Zeichen der Gedächtnißlosigkeit des Alten, in eine philosophische Floskel gekleidet, deutlich zu erkennen glaubte, wiewohl es der Ursache seines Kommens ganz zuwider war, daß die einzige Quelle, aus welcher er Wahrheit über die große Angelegenheit seines Gemüths zu schöpfen gedachte, versiegt sein sollte.

Aber der Alte erhob plötzlich sein Haupt.

Er rieb sich die Stirn, dann sagte er:

„Aha, aha! jetzt entsinne ich mich! Frau von Weyher war sehr krank. Alteration, Hochwürden, tiefe Alteration, Gemüthserschütterung. Es war wie ein hitziges Fieber. Mein Gott, eine Mutter, die ihr Kind verliert, ihr einziges Kind! Ich habe ihr damals die Sakramente gereicht —“

Der Domherr war abermals zusammengefahren. War, was er hörte, Faselei, oder waren es die ver-

worrenen an den Tag kommenden Bruchstücke von Erinnerungen? — er wußte es nicht.

„Lieber Bruder," sagte er zu Pater Melchior, „das Alles ist lange her, wie soll man sich noch dessen erinnern? Obendrein sind es Dinge, deren Verlauf ohne besondere Merkmale war. Frau von Weyher ist nie ein Kind gestorben!"

„O doch!" versetzte der Alte, mit greisenhaft kindischem Eigensinn die welke Faust auf den Tisch drückend. „Hochwürden, mein Gedächtniß ist bewundernswerth! Ich weiß alles, was ich erlebt habe, das Kleinste, wie das Größte. Das Kind war ein Mädchen — sogar auf den Namen werde ich noch verfallen — warten Sie, warten Sie nur —"

Dem Domherrn versagte der Athem.

„Veronica!"

„Nein, nein!" versetzte Herr von Bork, so sanft als möglich berichtigend. „Ein Irrthum! Veronica lebt — ich kenne sie — sie lebt — sie lebt —"

„Veronica!" rief der Alte und hob die Augen empor, als ob er eine Inspiration erwartete. „Ja, ja, ich irre mich. Die schöne Gina, die hatte ein Kind, das hieß Veronica. Hatte so schöne Augen, wie die Mutter. Ja ja, das war Gina, die arme

Gina, oder Maria Magdalena, wie sie der Doctor im Findelhause nannte —"

Die Bewegung des Domherrn steigerte sich bis zur Bestürzung. „Der Doctor im Findelhause," hatte der Mönch gesagt und nach Burda's Aussagen sollte Veronica ja ein angenommener Findling sein!

„Schad' um die schöne Gina! Die arme Gina!" fuhr der Alte fort. „Sie stürzte sich zum Fenster hinaus! Wahrlich, wahrlich, der Doctor hatte Recht, eine Maria Magdalena! Hören Sie, hören Sie," hub er wieder an und faßte des Domherrn Hand „ich habe diesen Namen auch zum Gegenstand meines Studiums gemacht — wunderbare Resultate — fatalistische Tiefen!"

Der Domherr sagte nichts, regte sich nicht, er war wie gelähmt. Er sah auch ein, daß es dem Alten unmöglich war, streng bei einer Sache zu bleiben und daß alles was er vorbringen mochte, mit fremdartigen Beimischungen versetzt sei, woraus man sich das, was thatsächlich war, beinahe nach Belieben heraussuchen müsse. Vielleicht würde er, wenn er den Greis schwatzen ließe, doch noch Etwas erfahren.

„Maria Magdalena," fuhr der alte Kapuziner mit Seelenruhe fort, „heißt, wenn wir zuerst die Buchstaben ein wenig versetzen: mera dama galani,

auf deutsch also: eine Dame, nur für Galane. Nicht wahr, merkwürdig? Anders versetzt heißt es auch: a re dama maligna also: durchaus eine ruchlose Dame, sodann: a me ad nigra mala, oder auch: ad mira mala agenda also: eine Frau, nur da, um Böses zu thun, zu sündigen! Hinter allem Bösen, was geschieht, ist ja immer solch ein Weib verborgen! Aber eine andere Versetzung des Namens Maria Magdalena giebt: mala Adam regina, böse Adamskönigin, ist das nicht wunderbar, Hochwürden? Ist das nicht wunderbar? Und als ich nun weiter mit meiner Analyse fortfuhr — da — da fand ich die ganze Geschichte der armen Marie, die im Findelhause starb, in ihrem Namen. So lange sie noch schön, heiter, glücklich und jung, da ist sie: e maligna armada aus dem höllischen Geschwader. Ihre Buhlen treten für sie ein, da heißt es, wie schon in ihrem Namen liegt: ad arma, mi galane! Kämpfe für mich, mein Liebster! Und Mancher fällt, wird sehr unglücklich! A me ad nigra mala! Und Reue kommt und zehrt an ihr und sie ruft — und alles das liegt in ihren Namen: mala mea grandia! Meine Schuld ist groß! . . . Und Schönheit fährt hin und Jugendblüthe, da heißt es wieder: ade, arma maligna! Ade, ihr bösen Waffen, ihr Liebesblicke, ihr Werber

und Verderber! Ihr Wälder, ihr Einöden, ihr traurigen Mauern der Schuld nehmt mich auf! O! lauter aenigmata anagrammatica! Und zuletzt heißt es: e nigra dama, Alma, Du kannst noch aus einer schwarzen, sündigen Frau eine Heilige werden! So tröstet der Priester, wenn er ein milder Priester ist. So tröstete ich — doch die Arme hörte mich nicht — sie stürzte sich aus dem Fenster —"

„Aber — in welcher Beziehung steht jene Gina oder Maria Magdalena, von der Sie reden, zur Frau von Weyher?" fragte der Domherr und ihm wirbelte der Kopf. Es war ihm zu Muthe gewesen, als habe er in einer Art von Orakelsprüchen eingehüllte Thatsachen vernommen, welche trotz der abgeblaßten, verzerrten Gestalt, in welcher sie auftraten, doch Burda's Aussagen bestätigten. Eine zerschmetternde Realität schien ihnen zu Grunde zu liegen.

„In welcher Beziehung?" erwiderte der Alte. „Die Welt ist voll Verbrechen, voll geheimer Dinge, die das Licht scheuen. Zu den Ohren des Priesters kömmt weit mehr, als zu jenen des Richters. Frau von Weyher — ich saß drei Nächte an ihrem Krankenbett. Einmal — es war wohl um Mitternacht, ging das Dienstmädchen, das Kind auf den Armen im Zimmer auf und ab. Da fällt der Magd das

Kind zu Boden. Die Kranke stößt einen herzzerreißenden Schrei aus, fällt in Ohnmacht und von der Stunde an verschlimmert sich ihre Krankheit. Gott straft mich, war ihr letztes Wort oder — Gott will es nicht," aber das ist ganz gleich. Ihr erstes nach dem Erwachen: ich will beichten. Das Weitere ist Beichtgeheimniß."

Der Domherr blieb sprachlos sitzen. Es konnte mit Sicherheit angenommen werden, daß sich hinter den sprachlich unzusammenhängenden, aber geistig zusammengehörigen Aussagen wirkliche Erlebnisse abspiegelten und es war kein besonderer Zwang nöthig, um dieselben, trotz ihrer phantastischen Auswüchse mit den Incriminationen Burda's zusammenzubringen."

„Also das Kind der Frau von Weyher?" fragte er.

„Es war todt."

„Veronica ist aber am Leben!" rief der Domherr, blitzschnell wieder geneigt, alles Gehörte als Hallucination eines geistesschwachen Alten herabzuziehen.

„Die Mutter des Kindes ist todt, hab ich gesagt!" rief Pater Melchior. „Sie haben nicht gut aufgemerkt. Nicht Veronica, Gina ist todt. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß sie sich durch's Fenster hinausstürzte. —"

„Ganz recht," sagte der Domherr kleinlaut und

wieder ganz vernichtet. Trotz allem Ungewissen, kehrten die Worte des alten Mönches immer wieder auf etwas Festes zurück.

„Aber jetzt lassen wir das Alles!" sagte plötzlich der Alte. „Mein Kopf schmerzt. Ich kann leider nie lange auf einmal nachdenken. Aber vorlesen kann ich, so lange ich will! Darf ich" — er griff nach einem Manuscripte, „Ihnen eine höchst merkwürdige Homilie vorlesen —"

„Ich danke! Heute nicht!" sagte Herr von Bork, mit einen raschen Rucke, der ihm Mühe kostete, sich erhebend. „Meine Zeit ist gemessen. Ich danke Ihnen. Ein anderes Mal wird es mir zum größten Vergnügen gereichen, Ihre geistreichen Arbeiten näher kennen zu lernen —"

„Nun gut, ein anderes Mal, wie Sie wollen," erwiderte der Greis, indem er aufstand und seinem Gaste aufs Herzlichste die Hand schüttelte. „Ich hätte es nicht geglaubt, daß wir uns in diesem Leben noch einmal sehen. Coram te, domine, fuhr er seufzend und mit zum Himmel erhobenen Augen fort, peregrini sumus et advenae, sicut omnes patres nostri. Vor Dir, o Herr, sind wir alle Fremdlinge auf der Welt und Reisende gleichwie unsere Väter waren . . . . Nun," fügte er hinzu, „lassen Sie sich bald

wieder sehen, es wird mich immer freuen. Ihre Anerkennung thut mir wohl. Wer so verkannt worden ist, wie ich, wessen Streben solchen Mißhandlungen erlegen ist . . . O Roma! Roma! Roma!“

Ihm traten die Thränen in die Augen.

Gleich darauf entfernte sich der Domherr. Er war durch das, was er gehört, so verwirrt, daß er draußen die falsche Richtung einschlug. Er ging fort, gesenkten Kopfes, hinab, hinab und erst als ihm eine ungeheure Schanzmauer entgegensah, erinnerte er sich, daß sein Wagen ihn auf dem Platze erwarte.

Aber er stürmte weiter.

Aus der Ferne hallte wie eine Klage das zerbrochene Glockenspiel herüber.

Seit seinem Eintritte in's Kloster der Kapuziner war eine Stunde vergangen.

Für ihn, welche Stunde!

Zweites Capitel.

Meldet, was in Folge der Denunciation geschieht.

Es waren unheilvolle Gemüthserschütterungen, von welchen sich Herr von Bork Tag und Nacht umbraust sah und die von seinem inneren Glücke ein Stück um das andere wegrissen. Es war ein schrecklicher Tag, an welchem er die Bekanntschaft des falschen Doctors Pante gemacht hatte, aber der niederträchtige Charakter des Letzteren ließ, trotz der urkundenartigen Beweise, so viel Zweifel in ihm zurück, daß er sich an diese anklammern und mit Hülfe einiger Selbsttäuschung nothdürftig auf Momente beruhigen konnte.

Seit seinem Besuch bei Pater Melchior hatte dies alles wie mit einem Schlage aufgehört. Die abgerissenen Aussagen des alterschwachen Kapuzinermönchs gaben Burda's Behauptungen eine Stütze. Es war wie ein Zeugniß, das ihm gerade durch die fragmentarische und delirienhafte Form die Hauptsache der Anklagepunkte zu bestätigen schien, indem

die Eindrücke der Thatsächlichkeit weder durch den geistesstumpfen Zustand des Zeugen, noch durch die Länge der Zeit ganz zu verwischen waren, gleichwie eine Ruine noch im tiefsten Verfalle das Aussehn von vormals und die Gestalt ihrer einstigen Existenz verrathen läßt.

Der Domherr war drei Tage lang in Gollhausen nicht erschienen. Brütend, allen Menschen unzugänglich, hing er seinem Unglück nach. Welche Vorwürfe er auch Frau von Weyher im Stillen machte, wie sehr er ihren Betrug verdammte, das Hauptgewicht seines Zorns fiel auf Burda allein. Ohne seine Enthüllungen wäre er ja heute noch glücklich gewesen, ohne seine Incriminationen hätte es ja keinen Betrug gegeben, er hätte wenigstens von keinem gewußt. Unzählige Male sagte er zu seinem Troste:

Was liegt daran? Achtzehn Jahre lang hast Du daran geglaubt. Was hat sich eigentlich geändert? Ist in Folge dessen Veronica verunstaltet, oder ist sie darum für Dich todt? Denke, es sei Dein Adoptivkind; das Mädchen, das Dich ohnehin nie für seinen Vater gehalten, hängt ja noch an Dir, wie wenn Du ihr Vater wärest. Was mich unglücklich macht, ist eine Illusion einer Thatsache ohne Werth. Was sind an und für sich Bande der Natur? Veronica hörte

von Anfang an, daß dieser Weyher ihr Vater sei, nun kömmt dieser Abenteurer — sie ist bestürzt, sie fliegt ihm nicht an die Brust, sie eilt ihm scheu aus dem Wege, sie schließt sich vom Moment seiner Ankunft desto inniger und heißer an mich. Hab' ich Recht, zu verzweifeln, oder rase ich gegen mich selbst? Habe ich Recht oder Unrecht? Wer ist der wahre Vater? Der Sclave, der den Block an den öden Strand des Lebens geflößt und sich aus dem Staube gemacht, oder der Künstler, der die Statue in dem Steine gesehen, die er dargestellt? Kann ich nicht dasselbe, wie Nathan der Weise sagen?

So tröstete sich der Unglückliche und war bemüht, seinen Familienfrieden wieder aufzurichten. Es war nicht nachhaltig. Das Herz des Menschen verschmäht den Rationalismus und hat nichts mit ihm zu schaffen.

Frau von Weyher, die noch immer, wie vom Augenblick der ersten Enthüllung an, ihre Unschuld auf's feierlichste betheuerte, war durch die einstürmenden Fatalitäten nicht minder bestürzt. Doch ließ sie sich äußerlich nichts anmerken. Sie war aber schon schwermüthig und kränkelte, als sie in Gollhausen ankam und seitdem hatte sich ihr Nervenleiden nur gesteigert. Sie lag oft stundenlang wie in völliger Betäubung auf dem Sopha oder auf dem Bette.

Die schöne Veronica hatte keine Ahnung, welche Stürme die plötzlich aufgetauchte Frage nach ihrer Herkunft im Schooße der Ihrigen aufgerührt habe. Den Grund der Betrübniß, die ihr kurz zuvor heiter bewegtes Gemüth umlagerte, suchte sie blos durch die Krankheit ihrer Mutter zu erklären, an welcher sie mit der ganzen Inbrunst eines guten Kindes hing. Die Kriegsgefahren, die über dem Haupte ihres Bräutigams schwebten, vermochten sie bei ihrem jugendfrischen Muthe nicht sonderlich zu ängstigen. Oskar Wallberg schrieb ihr fleißig, oft zwei Mal in der Woche, und kaum hatte sie einen Brief erhalten, so sah sie schon der Ankunft des zweiten fröhlich und zuversichtlich entgegen.

In einer Hinsicht fühlte sie aber doch das Verhängniß, das in der Frage nach ihrer Herkunft an sie herangetreten war. Der Freiherr von Weyher war da. Ehe sie ihn kannte, hatte sie eine Art von Theilnahme für ihn. Seit sie ihn aber gesehen und näher kennen gelernt hatte, war eine solche Abneigung gegen ihn in ihr aufgestiegen, daß sie sich ihm ganz fremd verhielt. Ein Widerwille, gegen den sie nichts vermochte, beherrschte ihr ganzes Empfinden. Die Stellung, die das Schicksal diesem Mädchen angewiesen, war gewiß exceptionell und anormal.

Frau von Weyher, von dem dreitägigen Ausbleiben des Domherrn beunruhigt, begab sich in dessen Stadtwohnung. Sie hörte dort, daß er nicht zu Hause sei, aber alles deutete darauf hin, daß er sich habe verleugnen lassen.

Sie gerieth darüber in unbeschreibliche Bestürzung.

Dieser Mann war ja die letzte und einzige Stütze, die sie auf der Welt hatte!

Zusammenfahrend, ohne ein Wort des Protestes ließ sie sich abweisen. Taumelnd und zitternd kam sie auf die Straße hinab. Die Häuser tanzten ihr vor den Augen. Sie wußte nicht, ob sie noch ein Mal die Treppe hinaufgehn oder nach Gollhausen umkehren, oder wohin sie überhaupt gehen sollte.

Endlich schoß ein Gedanke in ihr auf, der ihr Kraft gab. Sie eilte in höchster Aufregung in den Gasthof, in welchem ihre Schwester und deren Mann noch immer verweilten.

Die Schwester war allein, als Frau von Weyher eintrat und sich athemlos auf's Sopha warf.

„Sieht man Dich einmal —" redete Therese mit einer ordinären Ironie ihre Schwester an. „Diese hohe Ehre hätte ich nicht erwartet."

Frau von Weyher schlug die Augen auf und erwiderte:

„Du und Dein Mann — Ihr habt mich zu Grunde gerichtet!"

„Daran wirst Du wohl mehr schuld sein, als wir," versetzte Therese. „Hättest Du Dich darnach aufgeführt —"

„Schwester," rief Frau von Weyher, emporspringend, sehr energisch, „sprich nicht so mit mir, sonst kann ich nicht glauben, daß Du blos von Deinem schlechten Manne verleitet bist, sondern muß Dich für ein Ungeheuer halten, eben so gefühllos und teuflisch, wie er —"

Die Schwester antwortete, von dem Schmerzensschrei und dem Bewußtsein ihrer schändlichen Mitschuld entwaffnet, betroffen und kleinlaut:

„Ist es denn nicht wahr?"

„Ist Euer Vorgehn gegen mich denn nicht niederträchtig?" fragte Frau von Weyher dagegen. „Jahrelang hab' ich für Euch gesorgt —"

„Es ist richtig, daß Du viel für uns gethan hast," versetzte die Schwester. „Ich weiß nicht, wie Alles gekommen, wie es gekommen ist. Ich habe meinem Manne nachgegeben. Was kann ich thun? Die Noth, in der wir sind —"

„Als Du bei mir lebtest," sagte Frau von Weyher, „hast Du nie über Noth geklagt, ein Beweis, daß ich Dir eine gute Schwester war. Erst als Du

diesen Menschen geheirathet, gegen den ich so lange gesprochen, kommt die Noth, aber auch die Schlechtigkeit. Ich habe Dir, also auch ihm, nach Eurer Verheirathung soviel zufließen lassen, als ich erübrigen konnte. Bin ich deshalb geizig gewesen, weil ich nicht so viel gesandt, um die unersättliche Habgier und Verschwendungssucht Deines Mannes zu befriedigen?"

„Schreckliche Noth," entschuldigte Therese, „hat ihn zu dem Schritt getrieben. Freilich hab' ich mich auch gegen Dich aufhetzen lassen. Es ist ein Sündengeld, das wir bekommen haben, und ich weiß nicht, ob ich mich freuen oder mich beklagen soll, daß ich keinen Kreuzer davon erhalten habe. Es hat uns nichts geholfen. Ich weiß nicht, was mein Mann damit angefangen hat, ich weiß nur, daß er nichts mehr hat und wir nicht wissen, wie wir die Wirthshauszeche bezahlen können, um abzureisen."

„So steht's?" rief Frau von Weyher. „So hast Du mich ruinirt, ohne sogar einen Nutzen davon zu haben? Wenn Du schon einmal Deine Schwester verkauftest, so hättest Du's doch so einrichten sollen, um Dein lebenslang vom Erlös existiren zu können!"

„So sprich doch, was giebt's?" fiel ihr die Schwester in's Wort. „Will Herr von Bork nichts

mehr von Dir wissen? Hat er Dich — fortgejagt?"

„Nicht viel besser!" war die Antwort der Traurigen. „Ihr habt mir all, all mein Glück gestört."

„Mein Gott," rief Therese, sich mit der Hand in's Haar fahrend, „daß es soweit kommen würde, hätte ich nicht gedacht. O, hätte ich das geahnt! Wir haben Dich ruinirt, Du einzige Seele auf der Welt, die uns in unserer elenden Lage aufhelfen könnte und gewiß aufgeholfen hätte —"

„Wenn Du Deine Handlungsweise wirklich bereust," rief Frau von Weyher mit eindringlicher Gewalt, „so zeige es mit Thaten, nicht mit Worten allein! Wenn Du gleich bei der Hand warst, mich zu vernichten, so sieh jetzt zu, ob es sich vielleicht noch gut machen läßt. Sprich mit Deinem Manne, sage ihm, daß er Alles widerrufen soll. Ja, widerrufen! Er kann ja für Geld Alles! Ich will erkenntlich sein."

„In diesem Augenblick war ein Geräusch an der Thüre hörbar und Burda trat verdrießlichen Gesichts ein. Die Frau empfing ihn mit den Worten:

„Wir haben was Schönes angestellt. Julie —"

„Wie kannst Du raisonniren?" erwiderte Burda. „Du bist es gewesen, die mich in Alles einweihte,

weil Dich Dein Gewissen drückte. Ich habe Deinen Willen gethan —"

„Ich habe nicht gewußt, daß es so kommen würde," versetzte die Gattin, vorzugsweise durch die gemeinsame Geldlosigkeit zu Reue und Mitleid gestimmt. „Hätte ich mir Alles so vorgestellt, es wäre nicht geschehn. Du aber hast an mir so lange herumgehetzt —"

Burda wollte wild auffahren, aber Frau von Weyher fiel ihm in's Wort:

„Streitet Euch nicht," rief sie, „um den Antheil der Schuld, den Ihr an meinem Unglück habt. Versucht gutzumachen, was gutzumachen ist. Aus meinem Unglück könnt Ihr keinen weitern Nutzen ziehn, so trachtet wiederaufzubauen, was Ihr niedergerissen habt. Das wird vortheilhafter sein!"

Die verblendete Frau beharrte noch immer auf dem unglücklichen Wege, entschlossen, darauf weiter zu gehn, als ob er sie doch noch zum Guten führen könne, anstatt ihn ein für alle Mal zu verlassen. Sie saß, das Taschentuch vor die Augen haltend, in der Sophaecke, rathlos, aber einem Rathe entgegensehend.

Bei Burda hatte die Aussicht auf Vortheil eine magische Wirkung; sein Instinkt stellte ihn sofort mitten in die Situation hinein.

„Freilich, freilich ist das eine unüberlegte Geschichte gewesen," sagte er. „Ich hätte es nicht gethan, wenn ich damals so gedacht hätte, wie ich jetzt denke. Was glauben Sie, daß sich thun ließe?"

„Thun ließe?" sagte Frau von Weyher, ihre Erstarrung gleichsam von sich abschüttelnd. „Gehen Sie zu Herrn von Bork und widerrufen Sie Alles. Geben Sie an, aus Rachsucht gehandelt zu haben. Nehmen Sie Therese mit, damit diese nöthigenfalls Ihre Aussagen bestätige. Wenn Sie aber guten Willen haben, mir zu helfen, so brauche ich Sie über das, was Sie zu thun haben, nicht zu unterrichten. Ich traue Ihrer Gewandtheit Alles zu. Meinen Rath haben Sie nicht nöthig. Bei meiner Ehre, bei dem Glücke und der Zukunft meiner Veronica beschwöre ich Sie: retten Sie mich! Ich verfüge nicht über so viel, als ich Ihnen geben möchte, aber der Lohn, den Sie erhalten, wenn ich mich auf's Aeußerste anstrenge, wird hinreichen —"

„Frau Schwägerin," fiel ihr Burda mit Milde in's Wort, „ich werde Ihnen zu Diensten sein und verspreche mir einen vollen Erfolg. Es war schwerer, dem Domherrn alle Beweisstücke glaubhaft zu machen, als es sein dürfte, sie zu entkräften. Ich wollte in der Lage sein, Ihrer Erkenntlichkeit nicht zu bedürfen,

aber dem ist nicht so. Da ich nun meinen Lohn nicht aus der guten That allein schöpfen kann, sollen Sie auch meine billige Denkungsart kennen lernen. Ich bin in einer momentanen Geldklemme — geben Sie mir fünfhundert Gulden — nur fünfhundert Gulden."

„Die sollen Sie haben," rief Frau von Weyher. „Uebrigens will ich, wenn alles in sein Geleis zurückkehrt, auch noch Ihrer und Ihrer Frau von Zeit zu Zeit gedenken. Halten Sie es dann nicht für Mangel an gutem Willen, wenn ich zu wenig sende. Ich verfüge nicht über große Summen, und selbst die fünfhundert Gulden, die ich Ihnen verspreche, kann ich augenblicklich nur durch Verkauf meiner Schmucksachen zusammentreiben. Haben Sie wirklich die Ueberzeugung, daß dem Domherrn die ganze Geschichte auszureden ist?"

„Sie sollen mich kennen lernen!" rief Burda mit Selbstgefühl. „Sie sollen darüber staunen, was in Ihrem Schwager steckt! O, wie weit hätte ich es bei meinen Talenten und meiner Thätigkeitsliebe gebracht, wenn mir nicht das G lück zeitlebens feindselig gewesen wäre! —"

„Sie glauben," fragte Frau von Weyher aufathmend, „wirklich an Erfolg?"

„Ich gläube es!“ sprach Burda. „Ich schwöre darauf.“

„Ich meine doch, daß Sie übereilt reden. Wenn Sie die Sache widerrufen, so müssen Sie doch auch die Summe zurückerstatten, um welche Sie mein Geheimniß verkauft haben. Das scheint mir eine Hauptbedingung, um Ihren Worten Eingang zu verschaffen! Sie sagen nichts davon? —“

„Das war mir schon eingefallen,“ sagte Burda, dem dieser Gedanke in der That unerwartet kam, aber äußerst wohl gefiel, rasch. „Ganz richtig! Ich habe zweitausend Gulden bekommen. Ihre Bemerkung ist vortrefflich! Wenn ich dem Domherrn das Geld auf den Tisch lege, so wird das eine größere Beredsamkeit haben, als alle Worte und Widerrufe. Dann ist kein Zweifel an Erfolg möglich. Das Geld zurückbringen, o, das wird und muß stutzig machen, verblüffen, überzeugen.“

„Natürlich,“ sprach Frau von Weyher, „muß ich auch diese Summe schaffen, denn Ihre Lage —“

„Ach, unsere Lage, theuerste Frau Schwägerin,“ jammerte Burda mit einem Mitleid fordernden Gesicht, wobei er von seiner Ehehälfte mit einigen tiefen Seufzern unterstützt wurde.

„Die Summe ist groß,“ fuhr bie bestürzte Frau

fort. „Ich müßte den größten Theil derselben, theils durch Verkauf, theils durch Versatz verschiedener Werthpapiere aufzubringen suchen.“

„Solche Gänge will ich gern selbst besorgen, liebste Julie —“ sagte Frau Burda im liebevollsten Tone.

„Danke!“ versetzte Frau von Weyher. „Ich besorge es selbst.“

„Also bleibt es dabei?“ fügte sie, zu Burda gewendet, hinzu.

„Bauen Sie auf mich! Ich werde alles in Ordnung bringen. Es wird sich alles machen. Wir werden noch alle mitsammen vergnügte Tage erleben. Wann kann ich die zweitausend Gulden abholen?“

„Was diesen Punkt betrifft,“ erwiderte Frau von Weyher, „so habe ich die Absicht, das Geld dem Domherrn selbst einzuhändigen und zwar machen wir untereinander ab, daß ich es von Ihnen zu diesem Zwecke erhalten habe.“

Burda bemeisterte kaum sein Mißvergnügen über diese Antwort.

„Sie werden das hoffentlich nicht aus Mißtrauen thun?“ sagte er.

„Offen gesagt: ja!“ versetzte Frau von Weyher, „und Sie können es mir schwerlich übelnehmen.“

„Nun, bestehen will ich nicht darauf," sagte der biedere Schwager, „allein es wäre wirksamer gewesen, und hätte coulanter ausgesehen, wenn ich es selbst brächte. So denke ich im Interesse Ihrer eigenen Angelegenheit."

„Darauf kömmt wenig an," versetzte die Schwägerin. „Dabei bleibt es: ich gebe die Summe Herrn von Bork selbst. Das Nähere melde ich Ihnen, sobald das Geld aufgetrieben ist. Kommen Sie daher heute oder morgen zu mir nach Gollhausen, ungefähr zwischen fünf und sechs Nachmittags. Ihr Besuch wird auffallend sein, man wird davon sprechen, besonders Blasius. Ich werde dann sagen, Sie wären bei mir gewesen, mir Abbitte zu leisten, da Sie inzwischen anderer Ansicht geworden und Ihren Irrthum eingesehen hätten."

„Recht gern," gab Burda mit jovialer Miene zur Antwort.

Er ging fort und Frau von Weyher, die noch einige Zärtlichkeiten ihrer Schwester hatte schlucken müssen, eilte zuerst zum Banquier, sodann nach Gollhausen.

Es mochte gegen vier Uhr Nachmittag sein, als sie dort ankam. Sie hatte sich in Besitz beider Summen gesetzt, sowohl der, welche sie an Burda zahlen

als auch der, welche sie Herrn von Bork einhändigen wollte.

Ihre Stimmung war durch die Hoffnung, die sie auf die Operation Burda's setzte, nach langer Gedrücktheit wieder erwartungsvoll gehoben.

Als sie den Garten betrat, kam ihr Blasius entgegen.

„Der gnädige Herr," rief er, „wartet schon lange auf Sie!"

Frau von Weyher fühlte sich auch von diesem Zeichen der Annäherung belebt, es wuchs ihr Math und ihr Vertrauen auf einen guten Ausgang.

Stürmisch eilte sie die Treppe hinauf

Herr von Bork erwartete sie allein in einem der abseitigen Gemächer, die zu ungestörten Unterredungen besonders geeignet waren und dieser Umstand, der ihr gleich beifiel, fing sie wieder zu beunruhigen an. Sie nahm an, daß ihr der Domherr eine folgenschwere Eröffnung zu machen habe.

Dies war auch der Fall.

Als sie eingetreten war und ihn ernst, ja finster und unbeweglich dastehen sah, prallte ihre erste Bewegung, mit der sie ihn in die Arme schließen wollte, zurück. Ihre Füße wurzelten im Boden. Sie hatte kaum Stimme genug, ihn leise zu begrüßen.

„Julie," sprach Herr von Bork nach einer Pause, „Du warst bei mir—"

„Ja. Ich glaubte schon, Du ließest Dich verläugnen."

„Warum glaubtest Du das?" gab der Domherr mit würdiger Ruhe zur Antwort, „Warum würde ich mich verläugnen lassen? Ich war einfach auf zwei Tage verreis't. Ich glaube, alle meine Pflichten gegen Dich jederzeit gewissenhaft erfüllt zu haben —"

„Ach freilich, freilich," seufzte Julie aus tiefster Brust heraus, indem gleichzeitig ein Thränenstrom aus ihren Augen hervorstürzte. „Du hast stets nicht allein pflichtgemäß, sondern edelmüthig an mir gehandelt. Darum erfüllt es mich mit Verzweiflung, darum zerreißt es mein Herz, daß Du glaubst, ich hätte Dich jemals hintergangen und betrogen . . ."

„Das sollte freilich nicht zu erwarten gewesen sein," gab der Domherr zur Antwort. „Wir müssen damit endlich in's Reine kommen. Zu diesem Zwecke bin ich da. Setze Dich!"

Frau von Weyher setzte sich auf den nächststehenden Stuhl, unruhvoll wie auf eine Anklagebank.

„Du kennst," sprach Herr von Bork, „die beklagenswerthe Angelegenheit, die Dir und vornehmlich mir seit einiger Zeit unaufhörlich Verdruß macht

und mich bis in die tiefsten Tiefen des Herzens erschüttert. Nachgerade aber nimmt sie Dimensionen an, welche über die Denunziationen Deines Schwagers Burda weit hinausgehen —"

„Gut, daß Du davon anfängst," fiel ihm Julie hastig in's Wort. „Ich wäre Dir sonst zuvorgekommen. Ich habe Dir stets meine Unschuld betheuert und Du wirst bald sehen, daß Du mir Unrecht gethan hast. Ich komme soeben von meiner Schwester, die mich schon wiederholt hatte zu sich bitten lassen. Ich kann Dir erklären, daß sowohl sie als ihr Mann ihre gegen mich geschmiedeten Lügen widerrufen wollen!"

„Welchen Eindruck soll das auf mich hervorbringen," versetzte der Domherr scheinbar gleichmüthig, „wenn so elende und charakterlose Leute gegen die Sache Zeugniß ablegen, welche sie erst neulich beschworen haben?"

„Doch! doch!" versetzte Frau von Weyher. „Als sie mich anklagten, hatten sie Vortheil davon, jetzt bleibt ihnen nur noch Schmach zurück. Gerade, weil der Vortheil bei ihnen entscheidet, muß man ihnen da Glauben schenken, wo sie gegen denselben handeln!"

„Diese Leute," sprach der Domherr, „handeln nie gegen ihren Vortheil! Nie! Wenn's auch so

schiene, es wäre nicht so, sie bildeten sich einen Vortheil ein! Sie wissen übrigens besser als wir, wie sie sich für die Abbitte bezahlt machen werden. Mit Drohungen haben sie erpreßt, was zu erpressen war; jetzt kehren sie zur Reue zurück, um Dein Mitleid auszubeuten."

„Welche Voreingenommentheit gegen mich von Deiner Seite!" rief Frau von Weyher heftig, da sie das Mittel, von welchem sie einen völligen Umschlag im Gemüthe des Domherrn erwartete, die gewünschte Wirkung nicht hervorbringen sah. „Wirklich, Du bildest Dir eine Schuld, die ich haben soll, mit Gewalt ein. Du sprichst von einem Vortheil, den die Burda's aus ihrer Reue, aus ihrer Abbitte zu ziehen suchen. Worin könnte der bestehen? Weißt Du, was meine Schwester sagt? Ich sehe von ihrer Seite nur den ernstlichen Willen, gethanes Unrecht wieder gut zu machen. Burda will Dir das Geld, das Blutgeld, wie meine Schwester es nennt, zurückerstatten. Er wird es thun. Es fehlt nur noch ein Rest, den er aufzutreiben sucht. Sonst wäre er schon zu mir und zu Dir gekommen!"

„Bringe mich nicht zum Lachen, meine Lage ist nicht darnach!" gab der Domherr zur Antwort. „Ich möchte lieber weinen, weinen, weinen!" Er ging

heftig im Zimmer auf und nieder. „Und wenn er mir hier die Summe auf den Tisch hinzählte —“

„Das wird er! Ihn brennt das Geld in der Hand!“ unterbrach ihn Frau von Weyher mit größter Lebhaftigkeit. Das wird er, gewiß, gewiß! Meine Schwester —“

„Laß mich ausreden!“ sprach der Domherr. „Du verstehst mich nicht! Ich sage: selbst, wenn er mir das Geld auf den Tisch hinzählte, es wäre zu spät, es schwächte die Verdachtgründe nicht, welche mich nicht mehr zur Ruhe kommen lassen!“

Er brach in Thränen aus.

„Du glaubst nur Leuten, die gegen mich zeugen,“ rief Frau von Weyher mit Vorwurf, sich bitter ereifernd. „Mir, Unglücklichen, glaubst Du nicht!“

Der Domherr ging noch immer im Zimmer auf und nieder. Die Thränen rollten langsam über seine Wangen herab. Mehrere Minuten vergingen. Frau von Weyher wollte ihn fassen und festhalten, er blickte sie so traurig an und sie wagte es nicht. Endlich sagte er ganz gelassen:

„Kannst Du dich eines alten Mönchs erinnern? Des Pater Melchior?“

Julie schwieg betroffen, dann sagte sie ganz leise:

„Nein, ich erinnere mich nicht!“

„Eines Kapuziners, der in Ragusa lebte — Melchior Radno — er war Kaplan —“

„Ach Gott, der Kaplan!“ rief Frau von Weyher vor Aufregung erglühend, laut. „Ja, ja, auf den entsinne ich mich freilich. Er war steinalt — er muß längst gestorben sein!“

„Er lebt!“

Die Röthe verließ, wie mit einem Zauberschlage Juliens Gesicht, sie wurde marmorbleich.

„Ich habe — ihn besucht —“ fuhr der Domherr fort — „ich habe ihn gesprochen —“.

Er hatte diese Worte kaum über die Lippen gebracht, als Frau von Weyher ohnmächtig vom Stuhle fiel, aber auch Herrn von Bork war bei der Bedeutung, die er dieser Ohnmacht beilegen mußte, zu Muthe, wie wenn ihm selbst die Sinne schwinden sollten.

Dies dauerte freilich nur einen Moment.

Er half Julien empor und legte sie eiligst auf's Canapé, von welchem sie von den herbeigerufenen Dienstleuten bald darauf in ihr Schlafcabinet getragen wurde.

Drittes Capitel.

Was der Tag der Enthüllungen noch bringt.

Die Ohnmacht der Frau von Weyher war eine bald vorübergehende. Die unglückliche Frau kam unter der Hilfsleistung ihrer Kammerjungfer rasch wieder zu sich und da sie jetzt nur Ruhe wünschte, ließ man sie allein.

Herr von Bork hatte sich in ein Zimmerchen parterre mit der Aussicht auf den Garten zurückgezogen, wo ihn Niemand vermuthen konnte. Dort, von keiner Ansprache gestört, meinte er seinem Jammer still nachhängen zu können.

„Dein Glück ist aus!“ rief er. „Aus für immer! Warum sind mir die Augen aufgegangen! Weh dem, der sie mir geöffnet! Was gäbe ich für meinen Wahn! Selbst die Erinnerung an die Zeit, da ich in der Liebe zu dieser Frau so glücklich war, von ihrer Schönheit und Glut entzückt, ist befleckt! Dieser Bund war durch alle Gebote der Kirche geächtet, doch fühle ich,

wie ich aus ihm die besten und reinsten Freuden meines Lebens geschöpft! Durch dieses Weib war ich mit der Welt, der ich nie entsagt haben sollte, wieder verbunden. Während ich einen Theil meiner Standesgenossen in starre Entfremdung von Allem, was Leben heißt, untergehen sah, während Andere in lediglich materielle Genußsucht versanken, war ich durch ihre Liebe bewahrt vor beiden Extremen. Vollends seit Veronica herangewachsen war und nach jeder Richtung hin so viel versprach, hatte ein neues Leben für mich begonnen. Ich meinte oft, nur für sie da zu sein! Ich liebte sie, wie ein Vater sein Kind nur lieben kann! O hätte ich nie geforscht! O wäre mir der Teufel in Burda's Gestalt nie erschienen.... Ihr, die mich betrogen, wenn auch nur, um mich festzuhalten, muß ich grollen. Aber wie erst denjenigen, die mich auf die Spur geführt, um mir zuletzt unwiderleglich zu beweisen, daß mein ganzes Glück auf einem Betruge beruhte... O Veronica, Veronica, Du bist mir geraubt! Wie soll ich das tragen?"

Er hatte sich auf ein kleines Sopha geworfen und blieb, in ein Meer schmerzlicher Gedanken versenkt, stundenlang liegen. Manchmal warf er sich wie ein verwundet auf dem Schlachtfeld Zurückgelassener wild und heftig von einer Seite auf die andere, bald

hielt er sich regungslos und schloß die Augen, wie um das Gift seiner Schmerzen recht einzusaugen und sich damit ganz zu erfüllen.

Draußen war Alles wie im Einklang mit seinem Gemüthe. Der Tag war grau gewesen, jetzt goß der Regen herunter und klatschte auf den Steinvliesen, der Wind rüttelte die dichtbelaubten Bäume des kleinen Parks.

Als der Domherr sich endlich erhob und mit seinen Augen, die viel geweint hatten, umhersah, war es ganz dunkel im Zimmer. Freilich, die Zweige der am Mauerspalier heraufgezogenen Bäumchen reichten gar zu weit herein und nahmen viel Licht weg. Bin ich denn gar so lang dagelegen? fragte er sich und blieb am Fenster stehn. Da war ihm, als ob eine Männergestalt rasch vorüber gehe. Er riß das Fenster auf und rief: Blasius! Aber er mußte sich wohl getäuscht haben. Kein Schritt zu hören, kein Mensch zu sehen, nur der Regen rauschte.

Der Domherr tappte zur Thür, abermals in der Absicht, Blasius zu rufen; dieser möge anspannen lassen, damit er den Rückweg in die Stadt antreten könne

Inzwischen wollte er noch nach dem Zustand Julien's fragen. Sprechen wollte er sie heute nicht mehr.

Als der Domherr eben auf den kleinen Corridor hinaustrat, kam ihm Veronica mit einem Licht in der Hand entgegen.

„Gott! Du bist hier, Onkel?“ rief sie laut. „Ach, das ist gut! Das ist gut!“

Sie schloß ihn an sich.

„Was ist Dir, Kind?“

„Ich weiß es selbst nicht; ich bin so unruhig, so geängstigt,“ sagte das Mädchen. „Die Mutter —“

„Nun, Kind?“

„Ich weiß nicht, was ich denken soll,“ fuhr Veronica fort. „Die Mutter ist aufgestanden und ist mehrmals in ihrem Zimmer auf- und abgegangen. Vor einer Stunde hat sie mich fortgeschickt, sie sagte, sie müsse allein bleiben. Sie hat mich geküßt und hat geweint. „Du dauerst mich, armes Kind!“ hat sie mehrmals gesagt, sonst aber nichts. Ich wollte nicht fortgehn, aber sie hat mich nicht bei sich haben wollen. Da bin ich hinuntergegangen, um mit Blasius zu sprechen, ob man nicht einen Arzt holen solle. Ich bin wieder herauf gekommen, weil ich sie oben herumgehen hörte, und habe zuerst leise, dann lauter an der Thür ihres Schlafzimmers gepocht. Sie will nicht öffnen; es ist ganz still. Ob sie schläft? Ich weiß nicht, welche seltsame Angst in mir aufsteigt...

Mutter ist schon seit längerer Zeit so aufgeregt — so seltsam — so ganz anders als sonst —"

Veronica hatte das Alles flüsternd gesprochen; der Domherr, der gesenkten Kopfes dagestanden, sagte nach einer Pause:

„Wir wollen zusammen nach ihr sehn."

Er ging die Treppe hinan, Veronica folgte.

Als Beide vor das Schlafkabinet von Frau von Weyher kamen, fragte Herr von Bork das draußen stehende Stubenmädchen, ob ihre Herrin schon zu Bett gegangen sei?

„Keinesfalls," meinte Anna, so hieß das Mädchen, „sie würde zuvor geklingelt haben."

Beide pochten an die Thür, aber sie wurde nicht geöffnet.

„Wir wollen in den Salon gehen," sagte der Domherr, um die Sache vor dem Dienstmädchen nicht auffällig zu machen. „Sie hat uns gehört und wird gleich kommen."

„Ich weiß gar nicht, welche Angst ich habe —" sagte Veronica. „Und diese dunkle Nacht — wie im Spätherbst; der Regen prasselt nieder und der Wind rauscht so in den Bäumen —"

Die Beiden traten in den Salon, Veronica mit dem Lichte voran; da löschte ein jäher Luftzug es aus.

„Der Wind hat die Balconthüre aufgerissen!“ sagte Herr von Bork. „Und nun treibt er den Regen gerade herein —“

Alles war finster, man spürte die stäubenden Tropfen.

„Licht! Licht! Licht!“ rief Veronica, und Anna nahte mit einer Lampe.

Alle bemerkten gleichzeitig, daß an der ganzen Reihe von Blumenstöcken, die auf dem Balconrand aufgestellt war, eine eigenthümliche Verheerung stattgefunden habe. Einzelne Töpfe waren umgeworfen, ein paar Ficusbäumchen und Casuarien waren geknickt, die eine lag quer vor der Thüre, die andre hing über's Gitter herab.

Kaum war der Domherr an die Balconthüre getreten, als er mit einem Schrei des Entsetzens zurücktaumelte.

Er hatte einen Blick in die Tiefe gethan und dort eine hingestreckte weiße Frauengestalt erblickt.

Während das Kammermädchen mit wildem Geschrei, die Lampe fallen lassend, davon rannte, sank Veronica wortlos zusammen.

Als die Hausgenossen, der Domherr voran, unten ankamen, sahen sie das Aergste schreckenvoll wahr geworden. Die unglückliche Frau lag regungslos, das

Gesicht gegen die Treppe gekehrt. Eine Lache Blut's, welche der Regen vergeblich wegwusch, weil sie sich stets erneuerte, zeigte, wie furchtbar die Verletzung.

Während Diese nach einem Arzte rannten, hoben Jene die blutende und durchnäßte Last langsam empor. Die Unglückliche athmete noch, aber nichts zeigte an, daß noch Besinnung in ihr wohne.

Vom Sopha, auf das man sie gelegt, fiel ihre schlaffe Hand nieder, und diese arme, schlaffe Hand hielt der Domherr fortwährend fest und bedeckte sie mit Küssen. Umsonst rief er die Geliebte mit den zartesten Namen unglücklicher Leidenschaft, umsonst sagte er, was bittere Reue nur sagen kann.

Bald knieend, bald über das Bett gestreckt, verbrachte er die schrecklichste Nacht seines Lebens.

Und als der Morgen dämmerte, war die schlaffe Hand ganz kalt und Frau von Weyher nicht mehr.

Viertes Capitel.

Handelt von militärischen Dingen.

Offenbar mußte Graf Giulay, als er den Tessin überschritt und in das piemontesische Gebiet einfiel, die Absicht gehabt haben, eine Entscheidungsschlacht in jener Gegend zu schlagen, welche seit den Tagen des großen carthaginensischen Feldherrn die historische Wahlstadt der Kämpfe um Italien ist. Ohne diese Voraussetzung hätte dem Uebergang der Oesterreicher jeder Sinn gefehlt.

Oesterreich war durch das Ergreifen der Offensive zum Friedensbrecher geworden, es mußte diesen Vorwurf oft genug hören. Hohl und lächerlich war er, wenn man die Unvermeidlichkeit des Krieges in's Auge faßt und der vielgeschmähte Schritt hätte zwei Wochen später als eine ruhmwürdige That gegolten, wenn er hinterdrein von einem Erfolge gerechtfertigt worden wäre. Es galt eben, zu siegen.

Daß der Tessin überschritten wurde, war über-

dies strategisch ganz in der Ordnung. Abgesehen davon, daß Derjenige, welcher in der Offensive vorgeht, immer Dem voraus sein wird, der in der Defensive verharrt, weil er den Muth seiner Truppen anfeuert, ist es nur ein Postulat des gesunden Menschenverstandes, den Krieg im fremden Lande zu führen, damit die Dörfer, die dabei in Flammen aufgehen, fremde Dörfer, nicht die eigenen seien. So weit war alles gut, es handelte sich nun darum, die Vereinigung der französischen und italienischen Armee zu verhindern und jede einzeln zur Schlacht zu zwingen. Selbst nach dem Verlust einer Schlacht in Piemont hätte sich dann die Ticinostellung, die Festungswerke von Piacenza zur Seite, sehr wirksam vertheidigen lassen.

Für diesen ursprünglichen Plan zeugte die Aufrollung sämmtlicher Streitkräfte, jenseits des Ticin vom Lago maggiore bis südlich an die Meeralpen hin, aber der Plan selbst scheint nur ein paar Tage existirt zu haben. Unmittelbar darauf wurde das Thun und Lassen der Armee völlig räthselhaft. Heute hatte es den Anschein, als ob Giulay gegen die Dora baltea und vielleicht über diese nach Turin vordringen wolle, Morgen traf er wieder Anstalten, die ganze Action auf das rechte Poufer zu verlegen.

Die Welt, welche diesen seltsamen Irrfahrten mit gespannter Beobachtung folgte, wurde allmälig ganz verblüfft. Bald sollte das Regenwetter, bald das Hochwasser der Sesia, bald das des Po das Vorschreiten der Operationen gehindert haben. In diesem Hin- und Herschieben der Heeresmassen war auch nicht die Spur eines leitenden Gedankens zu erkennen. Da aber erhoben die officiellen Zeitungen immer lauter das Wort und sprachen von einem ganz besonders tiefsinnigen, genialen Plan, der eben Alle überraschen werde. Für den Gescheidteren aber war kein Zweifel mehr übrig, daß zwei, vielleicht auch drei Kriegsleitungen einander durchkreuzten und jede unfähig, etwas Vernünftiges durchzusetzen.

Kurz vor der Mitte Mai hatte der Graf sein Hauptquartier nach Mortara zurückverlegt. Es war gegen die Erwartung der ganzen Welt zu keiner entscheidenden Action auf piemontesischem Gebiete gekommen. Die beste Zeit vor der Ankunft der Franzosen hatte man verstreichen lassen und jetzt schien es wieder, als ob man den Alliirten Zeit lassen wolle, ihre Aufstellungen immer mehr zu consolidiren.

Die Oesterreich günstige Stimmung in Deutschland gerieth durch alle diese Mißgriffe immer mehr in's Schwinden.

Seit dem Zurückgehen auf Mortara schien sich Graf Giulay vollends dem Stillleben ergeben zu haben. Wochen um Wochen vergingen. Mit Ausnahme des Treffens bei Montebello, das durch eine sogenannte große Recognoscirung herausgefordert worden war, gab es nur Scharmützel und Vorpostengefechte. Der östreichische Feldherr glaubte im Vertrauen auf seine ungeheuere Truppenaufstellung den Feind abwarten zu können, um ihn dann auf vortheilhafter Stelle zu schlagen.

Dies setzte natürlich die Absicht und den Willen des Feindes voraus, die österreichische Frontstellung anzugreifen und sich über Pavia die Bahn in die Lombardei zu brechen. Der Anschein seiner Haltung sprach allerdings von Tag zu Tag deutlicher dafür. Seit der Affaire von Montebello rückten die Franzosen auf dem Wege gegen Pavia bis Stradella vor, während die Italiener, von Zuaven unterstützt, die Positionen bei Palestro nahmen.

Diese concentrischen Kämpfe verkündigten allerdings einen baldigen Angriff. Die Oesterreicher erwarteten den Zusammenstoß, auf welchen sie aufs energischeste gefaßt waren, mit Zuversichtlichkeit.

Aber dem Feinde kam es gar nicht in den Sinn, dem Stier in die Hörner hineinzulaufen und im An-

gesichte des Feindes den Po, der hier neunhundert Metres breit war, passiren zu wollen. Gerade dadurch, daß sich der österreichische Oberbefehlshaber auf diesen Kriegsplan eingerichtet hatte, war Napoleon auf den Einfall gekommen, die überraschendste aller Bewegungen auszuführen, indem er seine ganze Armee vor den Augen des Feindes wegescamotirte, die rechte Flanke desselben im Stillen umging und fast im Rücken der feindlichen Armee, wie aus dem Himmel gefallen oder dem Erdboden hervorgezaubert über dem Tessin in der Lombardei erschien.

Napoleon hatte folgendes beschlossen: Während die an der Sesia demonstrirenden drei bereits dort stehenden Divisionen, von einem französischen Corps unterstützt, weiter demonstriren, macht die ganze, mit der Front gegen den Po aufgestellte Armee, bis auf ein einziges Corps, das bei Voghera stehen bleibt, Linksum! Es wird auf der Eisenbahn über Casale nach Vercelli geschafft, geht oberhalb Vercelli auf das linke Ufer der Sesia und marschirt auf Novara.

Dieses Unternehmen war so waghalsig und unerhört, daß man sich's noch jetzt, da es ein vom Erfolg begleitetes Factum ist, kaum vergegenwärtigt. Wie, so muß man verwundert fragen, war es möglich, vier französische Armeecorps und fast die ganze

Armee Victor Emanuels von den Meeralpen weg, im weiten Halbbogen über Allessandria und Novara bis hart an den lombardischen Boden hinüberzuschaffen, ohne daß einer der Oesterreicher, an welchen immerfort die Eisenbahnzüge vorübersaus'ten, das Manöver bemerkte? Wie kam's, daß es unverrathen blieb? Das Erstaunen bleibt unvermindert, wenn man auch weiß, mit welcher Sorgfalt der Täuschung das Wagestück ausgeführt wurde, ein bisher unerreichtes Meisterstück blitzschneller und entscheidender Bewegung.

Während die Franzosen heimlich wegschlüpften, kämpften die Oesterreicher gegen Abtheilungen derselben bei Stradella, gegen die Italiener bei Palestro. Es waren natürlich Scheingefechte, welche im Glauben bestärken sollten, daß man auf Pavia losgehe und das thun wolle, was Giulay im eisernen Glauben erwartete. Ueberdies hatte die Eroberung von Palestro auch noch den Zweck, die Oesterreicher von der einzigen Stelle wegzudrängen, von welcher aus die feindlichen Truppenbewegungen zu Fuß und auf der Eisenbahn beobachtet werden konnten.

Das Linksum der Franzosen, am 28. Mai begonnen, war erst am dritten Juni geschlossen. Es hatte trotz aller Anstrengung der Lokomotiven sieben

Tage gedauert. Hätte Giulay während dieser sieben Tage nach irgend welcher Richtung einen Stoß geführt, er hätte eine Blöße des Feindes treffen müssen! Aber wie wenig er von dieser militärischen Escamotage eine Ahnung hatte, beweis't auch der Umstand, daß er die Truppen des rechten Flügels von Novara bis über Mortara hinaus, also mehr gegen das Centrum, heranzog, um desto compacter gegen den Feind zu stürzen, welcher eigentlich in der Richtung, in der man ihn suchte, nicht mehr vorhanden war.

Nichts hätte den Franzosen erwünschter kommen können, als diese letzte Maßregel. Sie begünstigte ihre Flankenbewegung, sie war gleichsam in deren Interesse geschehen. Als Marschall Niel, dem die Aufgabe zugefallen war, für den Fall der Entdeckung die Schlachtlinie zu formiren, gegen Mitternacht Mortara erreichte, waren die Oesterreicher eben abgezogen, um Giulay's Hauptmacht dort zu verstärken, wo es bereits keinen ernstlichen Feind mehr gab.

Giulay war überlistet, denn er hatte dem Feinde gezeigt, was er im Schilde führe und nicht errathen, was dieser vorhabe. Und nicht viel früher sollte er aus seinem Wahne erwachen, als bis der Kanonendonner bei San Martino und Magenta erdröhnte und er seine wochenlang gebildete Schlachtordnung

zerstören und über Hals und Kopf dahineilen sollte, wo ihm, um sich zu schlagen, die Wahlstatt vom Feinde angewiesen worden war.

Während Louis Napoleon auf nächtiger Irrfahrt wie ein verderblicher Dämon unweit von den äußersten Vorposten vorüberhuschte und seine Truppen die österreichische Aufstellung in einem großen Bogen umgingen, um direct auf Mailand loszustürmen, saß unser alter Bekannter, General Greifenstein, unweit von Mortara ruhig und fidel zu Tische.

Er wohnte in einem Dörfchen, das nur wenig Nummern zählte und hatte mit seinem Stabe das geräumigste Gebäude des Ortes, das Wirthshaus inne.

Es war die erste Nacht des Juni und Mitternacht nicht weit. Man trank den schäumenden Wein von Asti und war sehr lustig. Major Arthur Haldenried, Oberst Rosen und Oskar Wallberg befanden sich unter den Gästen.

Alles war voll Begier, loszuschlagen, denn in den sumpfigen Reisfeldern der Umgegend war ein gefährlicher Aufenthalt, der das Leben ohne Ruhm und Auszeichnung auf's Spiel setzte. Während die jüngeren Leute ihrer Ungeduld über die zuwartende Haltung der Armee Luft machten, scherzte Greifen-

stein mit Teresina, der schönen Wirthstochter, die an der Officierstafel bediente.

„General," rief Oberst von Rosen lachend, „Sie sind bis jetzt der Einzige unter uns, der Eroberungen macht. Unsere jungen Waffenbrüder, welche da um uns herumsitzen, können bezeugen, wie spröde das Mädchen ist. Nur von Ihnen läßt sich Teresina um die Taille fassen."

„Zum Glück," erwiderte Greifenstein, auf den Scherz eingehend, „ist meine Frau nicht eifersüchtig. Nicht wahr, Haldenried? Aber in der Lieb', mein Gott, bin ich längst dienstuntauglich und g'hör' in's Invalidenhaus."

Da trat der Wirth, Altazzi mit Namen, ein bejahrter, unscheinbar aussehender Mann mit gutmüthigem Gesicht, ein paar Flaschen unter dem Arm, herein.

„Ihr kommt, nach Teresina zu sehen," rief Greifenstein, ihm die Flaschen aus der Hand nehmend. Habt nur Acht auf sie, sie ist ein schön's Kind."

„Meine größte Freude habe ich darüber, daß sie brav ist," meinte Altazzi.

„Das ist sie, brav, nur zu brav!" riefen Mehrere.

„Aber auch Ihr müßt g'stehen, daß wir braver sind, als Eure Zeitungen uns schildern," sagte Greifen-

stein. „Nicht wahr, ihr habt g'glaubt, daß wir den ganzen lieben Tag im Lager Jungfrauen einfangen und Kinder spießen? Wir sind doch ganz anständige Vandalen und gemüthliche Hunnen, nicht wahr, Altazzi?"

„Ach," sagte Altazzi, „wie sollte ich die Herren Oesterreicher nicht kennen, da ich auch im Jahre Neunundvierzig Einquartierung hatte? Jetzt wieder habe ich die Herren seit drei Wochen im Quartier, und gestehe, daß ich keine besseren Gäste gesehen, seitdem mein Haus à la croce rossa heißt."

„Wenn Ihr so denkt, seit Ihr aber ein schlechter Patriot, ich mein', was die Unita italiana betrifft."

„Wenn ich wüßte," erwiderte Altazzi, „daß wir Italiener weniger Steuern bezahlten, wenn Mailand und Venedig dem Victor Emanuel gehörten, so wollte auch ich mir die Schwärmerei gefallen lassen. Aber Krieg und Eroberungen kosten Geld und wenn es schief geht, sind wir ruinirt. Mazzini hat gut reden — wir Landleute müssen am Ende die ganze Zeche zahlen."

Er ging achselzuckend, mit einem verdrießlichen Gesichte zur Thür hinaus.

„Merkwürdig," rief Greifenstein, „so reden 's Alle. Niemand hört den Schmerzensschrei außer Victor

Emanuel und Cavour, denn nur die Maulhelden in den Blättern und die Flüchtlinge, und Bummler am Turiner Hof stoßen ihn aus."

„Ob sich unser Wirth nur so stellte," sagte Haldenried, „will ich nicht untersuchen.

„O, der verstellt sich nicht," rief Greifenstein, „der ist zu dumm dazu. Ich hab' schon oft mit ihm g'sprochen und ihm teufelsmäßig schlau auf den Zahn gefühlt."

„Was ihn, den Einzelnen betrifft," sagte Oberst Rosen, „so will ich wohl glauben, daß er so denkt, wie er spricht. Was hat so ein Mensch, halb Bauer halb Dorfwirth, von der italienischen Einheit? Vor der Hand nur Lasten; die möglichen Vortheile zu begreifen, die ihm die Zukunft bringen könnte, ist sein Horizont zu beschränkt. Mit unsern Landsleuten jenseits der Alpen ist es ganz dasselbe.

„Ach was, dummes Zeug!" rief Greifenstein auf den Tisch schlagend. „Die Masse des Volkes ist allenthalben zufrieden. Das ist aber das Malheur allerwärts, daß die Gemäßigten nicht schreien, wie zufrieden sie auch sind! So kommt es, daß man nur das Häuflein derer hört, die Alles umstürzen möchten! Recht brüllen sollten auch die Loyalen, damit man sieht, daß sie die Mehrzahl sind, die Malcontenten

terrorisiren, in ihren Häusern Petarden springen lassen — aber es ist umgekehrt! Diese Kerls verkriechen sich und lassen sich Alles g'fallen. Aber nun, meine Herren, wenn wir siegen — und diesmal siegen wir — diesmal wer'n wir mit den Piemontesen nicht die Großmüthigen spielen wie nach Novara. Der Feuerheerd muß zerstört, der Victor Emanuel dorthin gejagt werden, wo der Pfeffer wächst!"

„Ha, wenn's nur losginge!"

„Ja, wenn's nur losginge, das sag' ich auch!" rief Greifenstein. „Doch jetzt haben wir die längste Zeit g'wartet. Die Franzosen schreiten zum Poübergang und sollen uns da ganz g'hörig am Platze finden!"

„Ich gestehe," warf Rosen ein, „daß ich mich mit der Anschauung nicht befreunden kann, die, statt selbst die Offensive zu ergreifen, die Offensive des Gegners abwartet. Statt selbst nach der schwachen Stelle zu stoßen, beschränkt man sich darauf, die Schläge zu pariren. Daraus werde ein Anderer klug!"

„Ich weiß nicht, worauf wir so lange warten," nahm Haldenried das Wort. „Erst war's, als wollten wir den Franzosen Zeit lassen, sich zum Beginn der Offensive mit aller Bequemlichkeit vorzubereiten, und jetzt, als wollten wir abwarten, wo sie uns das Schlachtfeld anweisen wollen. Ja, wenn wir Bun-

desgenossen zu erwarten hätten, dann hätte diese Unthätigkeit einen Sinn. Wenn Deutschland für uns einträte! Aber da ist viel Geschrei und wenig Wolle —"

„Sprach der Teufel und scheerte ein Schwein!" fiel Greifenstein lachend ein. „Ja freilich, wenig Wolle, wenig Wolle. Gleich vordringen, vordringen hätten wir sollen. Alessandria angreifen oder cerniren, Turin nehmen, den Appenin zumauern, das heißt seine Löcher, die Tunnels — kurz — grad' so hätten wir's machen müssen, wie's d' Augsburger Allgemeine Zeitung g'sagt hat — die hat immer die richtigsten Ansichten! Wirklich famos! Möcht' wissen, wer die Artikel schreibt! Der Mensch g'hört in unser Hauptquartier."

„Diese Aufsätze," sagte Oskar Wallberg im bescheidensten Tone, „schreibt, wie ich gehört habe, ein gewisser Orges."

„Was reden's da?" rief Greifenstein mit grimmiger Miene, ganz entrüstet. „Das ist eine lächerliche Behauptung von Ihnen! Ich begreif' nicht, wie Sie so was reden können. Porges? Porges? Ja wie können's denn so was glauben? Porges ist ein Judenname!"

„Orges; Herrmann Orges, Excellenz!" wiederholte Wallberg.

„Was? Heymann Porges? Sie müssen nicht recht bei Sinnen sein!“

„Orges, Orges, Herrmann Orges!“ rief Oskar mit auf's höchste verstärkter Stimme, dem schwerhörigen Chef zu Hülfe kommend. „Kein Jude, Excellenz, sondern ein Preuße, ein ehemaliger preußischer Lieutenant.“

„Ein Preuß?“ rief Greifenstein. „Schad', wenn's wahr is! Ich hab' d' Preußen kaum lieber, als d' Juden. Aber natürlich — Ausnahmen giebt's überall. Kurz, der Orges ist ein ganzer Mann, der verdienet ein Oestreicher zu sein. Der hat ein' Patriotismus, der hat g'sunde Ansichten! An den liegt's nicht, wenn Preußen nicht hilft und daß die Deutschen nicht mitmarschir'n. Roth und heiser redt' er sich für unsere Sach'.“

„Mir scheint indeß,“ bemerkte Haldenried, „daß er die Tüchtigkeit der französischen Armee entweder mit falsch berechneter Absicht oder aus Leichtfertigkeit und Unkunde unterschätzt.“

„Aber ich weiß gar nicht,“ unterbrach ihn der General, „was Sie immer mit den Franzosen haben, meine Herren! Ihnen muß halt noch immer die alte Franzosenfurcht in den Gliedern liegen, die Ihnen die Mütter beig'bracht haben, als Sie noch Kinder waren. Die heutigen Franzosen führt der alte Na-

poleon nicht mehr und es is auch nicht mehr dieselbe Armee. Die Sansculotten sind todt. Auch da hat der Orges vollkommen recht. Die Franzosen sollen ja auch immer kleiner und kleiner wer'n. Sie schrumpfen z'am, sie gehn ein wie ein schlechter Waschstoff. Das Soldatenmaß haben's 'runter setzen müssen, damit sie überhaupt Leut' bekommen, sie sind halt entnervt, diese Franzosen, die schmächtigen Bürscheln, die in den Hosen eine Crinolin' haben, damit sie nur nach irgend was aussehn, die wer'n den Bajonettangriff von unsern Böhmen und Croaten nicht aushalten! Und is das ein' Organisation? frag' ich! Das is ja, wenn man's marschiren sieht, keine geordnete Trupp', das is ein Haufen Kosaken, wenn nicht gar eine Heerd' Gäns'. Schritt halten's nicht und watscheln durcheinander, und beim Tirailliren erst — da merkt man's! Da kommen's in Rudeln daher, wie zum Sturmlaufen, ohne daß das Signal richtig geblasen ist, und anstatt daß ein Glied nach dem andern ordentlich schießt, das dritte nach dem ersten und das zweite nach dem dritten, schießen's piffpaffpuff durcheinander, wie's ihnen einfallt. Einmal geht ihnen's Feuer ganz aus und nachher knallen's wieder in Einem fort. Was ich bisher gesehen hab' — das war die reine

Anarchie — ich hab' g'laubt, ich seh' eine z'amgelaufene Insurgentenbande vor mir."

Der General redete sich in das dünkelvolle Gefühl der Kriegspräpondenz so heftig hinein, daß er im Gesicht roth und blau wurde.

Ein Lieutenant trat in diesem Augenblicke ein und sagte ganz beiläufig:

„Die Vorposten melden, daß man schon wieder in der Stille der Nacht das Pfeifen der Lokomotiven hört."

„Sie ziehn Verstärkungen an den Po herunter," sagte Greifenstein und meinte damit, daß volle Trains in östlicher Richtung und leere Wagen nach Westen gingen, während gerade das Umgekehrte geschah. Doch wieder ging die Thüre auf, ein den Uebrigen unbekannter Officier schritt, nachdem er einen Blick über die Gesellschaft geworfen, hastig auf Greifenstein zu. Dieser, die dienstmäßige, bei Rapporten übliche Haltung des Mannes bemerkend, erhob sich, seine Pfeife auf den Tisch legend, vom Stuhle, und zog sich mit diesem, da er seine Meldung zu flüstern Absicht gezeigt hatte, in eine Ecke des Saales zurück.

Die Sache war in dieser Zeit wenig auffällig, machte aber doch bald die allgemeinste Aufmerksamkeit rege, als der General kurz darauf, unter Aus-

drücken hohen Erstaunens, sichtlich aufgeregt, so schnell, als die Füße den schweren Leib zu tragen vermochten, von dem Officier gefolgt, zur Thür hinauseilte.

„Das muß was besonderes sein!“ sagte Oberst von Rosen zu den Umsitzenden. „Ein gewöhnlicher Rapport bringt unsern hohen Chef nie aus seinem Phlegma!“

„Das war der Oberlieutenant von Haller,“ sagte einer der Officiere. „Er steht am äußersten rechten Flügel.“

„Dort muß etwas Unvorhergesehenes passirt sein!“ riefen mehrere.

„Ach, dort ist alles sicher!“ meinten Andere, und ein hitziges Gespräch erhob sich und dauerte bis zur Rückkehr des Generals.

„Was soll man dazu sagen?“ rief Greifenstein, mit einem bestürzten Gesichte eintretend. „Wissen's, was ich für eine Meldung bekommen hab'? Fünfzigtausend Franzosen sollen in Novara beisammen sein und sich in die Richtung gegen Mailand bewegen. Soll man es glauben? Es wär' zum Verrücktwerden, wenn es wahr wäre.“

Diese Worte machten die größte Sensation. Der General fuhr fort:

„Ein Franziscaner ist an unseren Vorposten er-

schienen und hat ersucht, gleich zu mir geführt zu werden. Oberlieutenant Haller, den Sie eben g'sehn haben, hat ihn herbegleitet. Ich hab' den Mann eben g'sprochen. Die Frag' kann nur sein, ob er sich nicht irrt oder übertreibt, sonst würde sich der Mensch nicht der g'fährlichen Müh' aussetzen, freiwillig Spionendienste zu thun. Lüge und Betrug steckt nicht dahinter, die Pfaffen sind noch die besten Freunde, die wir in Italien haben."

„Wenn dem so wäre," meinte Oberst von Rosen, „so könnte ich mir nur denken, daß ein Armeecorps über die Alpen, über den Simplon heruntergestiegen ist."

„Das hätte ja das lange, schweizerische Rhonethal zu passiren gehabt," erwiderte Haldenried. „Von der Neutralität der Schweiz will ich nicht reden, aber in der Zeit der Telegraphen hätten wir doch davon längst auf allen Wegen, sogar über Wien, die Nachricht erhalten. Mehrtägige Märsche durch die ganze Länge der Schweiz lassen sich nicht ohne Augenzeugen ausführen."

„Oder wäre es ein Nachschub von Garibaldianern? Die treiben sich da oben bei Como und Bergamo herum," rief eine Stimme.

„Da würde ja der Franziscaner übertreiben, wie

ein alt's Weib!" rief Greifenstein. „Er sagt ja: Fünfzigtausend! Der Mensch ist zwar ein Italiener, aber wie er mir aussieht, ein enragirter Pfaffe, der es mit uns gut meint. Was soll man da denken, meine Herren?"

„Wenn es wirklich Franzosen sind, fünfzigtausend Mann, die können nur über den Tessin hinüber nach Mailand wollen!" rief Haldenried. „Und wir sehn immer nur nach dem Po! Doch denen würde man schon den Weg verlegen! Wir haben am rechten Ufer des Tessins zahlreiche gute Brückenköpfe, die zu vertheidigen sind. Da muß gleich Jemand in's Hauptquartier reiten . . . ."

„Ja, ja, das kann g'schehn!" sagte Greifenstein. „Hören 's, Wallberg —"

Der Genannte sprang auf, stolz, eine Mission übernehmen zu können, und griff nach Mütze und Seitengewehr.

Da erscholl vom Hofe herüber der Hufschlag eines im Gallop heransprengenden Pferdes, ein Ordonnanzofficier aus dem Hauptquartier trat, mit einer Depesche in der Hand, ein.

Der General nahm das Schreiben in Empfang, setzte den Nasenklemmer auf und studirte das Blatt, es dicht an's Licht haltend, mit großer Aufmerksamkeit.

Dann sagte er:

„Also jetzt wissen wir, woran wir sind! Wir haben morgen früh um sechs Uhr aufzubrechen und weiter gegen das Centrum, nach San Giorgio zu rücken.“

„Das wäre in entgegengesetzter Richtung von Novara, wo der Feind erschienen sein soll!“ rief Rosen.

„Allerdings. Aber hier steht's, was wir zu thun haben. Im Hauptquartier, wo alle Fäden zusammenlaufen, weiß man am besten, wieviel's g'schlagen hat! Unser Feldzeugmeister Giulay ist ein feiner Kopf, den täuscht keine Diversion, kein Scheinmanöver! Der war nicht umsonst mit meinem Freund Wanthofen fünfzehn Jahre beisammen! Uebrigens, die Sache ist für Jeden, der ein bissel Strategie im Kopf hat, ganz klar; die Franzosen wollen über den Po, vermuthlich zwischen Pavia und Stradella, wo schon einst der Radetzky hinüber ist. Das ist ihre Operationslinie. Fünfzigtausend Mann in Novara! Na, wart', Franziscaner! Dich nehm' ich mit! Dich will ich mir auf einige Tag' ausleihn! Mich soll's nicht wundern, wenn der Kerl ein verkleideter Mazzinist wär', der uns in den Dreck führen wollt'. Aber dann mach' ich mit ihm kurzen Proceß! . . . Also, meine Herren, wir marschiren Morgen um sechs Uhr. Die Fran-

zosen sollen nur kommen! Denen wollen wir die rothen Hosen schon durchklopfen! Aber jetzt gute Nacht, meine Herren! Einige Stunden muß der Mensch schlafen!“

Die Absendung Wallbergs in's Hauptquartier war unterblieben. Alles ging auseinander. Keines der Opfer einer unfähigen Kriegsführung hatte eine Ahnung davon, daß Alle schon am nächsten Tage wieder umkehren und dem Feinde auf die Gefilde von Magenta nachlaufen würden, um dort eine Begegnung mit dem furchtbaren Kriegsgotte zu haben.

Fünftes Kapitel.

Schildert einen Tag des Verderbens.

Erst als die Concentrirung der französischen Armee bei Novara vollständig beendigt war, hatte man im österreichischen Hauptquartier Nachricht von der Anwesenheit eines Feindes in dieser Gegend erhalten. In der Nacht des zweiten Juni brachten Kundschafter die erste Meldung, daß jenseits des Ticin eine Armee von fünfzigtausend Mann gesammelt stehe.

Die Kunde dieses Ereignisses machte im Hauptquartier einen unbeschreiblichen Eindruck. In der Stellung von Magenta standen um diese Zeit nur etwa zwanzigtausend Mann, das zweite Corps nämlich und etwa siebentausend Mann vom Corps Graf Clam. Die ganze bisherige Aufstellung war unbrauchbar geworden. Man mußte die durch Wochen gebildete Ordnung zerstören und über Hals und Kopf

dahin eilen, wo die neue Wahlstatt, sich zu schlagen, vom Feinde angeordnet war.

Während Adjutanten nach allen Seiten davonflogen, um die zunächst gelegenen Truppenkörper den bedrohten Punkten zuzuführen, wurde Graf Clam-Gallas beauftragt, die Tessinübergänge zu überwachen und das daselbst Nothwendige vorzunehmen.

Der Graf kam auf der Chaussee vor die Brücke von San Martino, auch Ponte novo di Buffalora genannt. Nach seiner Ansicht war sie nicht haltbar. Es galt also, nachdem man die Besatzung von dem Brückenkopfe, der auf der rechten Seite zu ihrer Deckung angelegt worden war, auf das linke Ufer gezogen hatte, die Brücke zu sprengen.

Es war Nacht, eine schöne italienische Frühlingsnacht, der reißende Strom tos'te unter den Brückenbogen. Man ging an die Arbeit. Als aber die Minen von den Ingenieurs ganz kunstgerecht angelegt waren, zeigte es sich, daß man das Sprengpulver vergessen! Nicht sechs Centner Pulver waren bei der Hand, wenn man auch alle Patronen ausgeleert hätte. Es war wirklich, als ob diese Köpfe, auf welchen der grüne Federhut wehte, allen Halt verloren! Man telegraphirte nach Mailand. Die Antwort kam zurück: auch da sei kein Pulver vorräthig. Um doch

etwas zu thun, füllte man die Minen so gut es ging. Der Erfolg war der, den man voraussehen konnte. Die Explosion fügte der Brücke kaum einen Schaden zu. Der Oberbau senkte sich und spaltete sich an einigen Punkten, aber die keilförmig aneinandergefügten Quadern fanden gegenseitig noch hinreichende Stütze.

Jetzt zeigten sich Franzosen am andern Ufer, und wiewohl sie nicht zahlreich waren und nicht ernstlich attaquirten, räumte der General den Platz. Alles war in solcher Eile und unvernünftiger Hast geschehen, daß im Brückenkopf drüben noch zwei Kanonen, drei Haubitzen und ein Munitionswagen zurückblieben.

Aber auch eine Husarenpatrouille aus sechs Mann und einem Corporal bestehend, war auf dem jenseitigen Ufer vergessen worden.

Als der Führer derselben wieder an die Brücke kam und sie zerklüftet fand, stutzte er. Noch dazu hielt eine österreichische Patrouille diese Leute für Feinde und feuerte auf sie. Da entschloß sich der Führer stromabwärts weiter zu reiten und den reißenden Strom an irgend einer zugänglicheren Stelle zu überschwimmen. Bei diesem Versuche verunglückten zwei Mann mit ihren Pferden. Endlich kam der Corporal an eine Nothbrücke und setzte über.

Sehen wir uns nun beim Erwachen des Tages den Schauplatz der kommenden Scene an. Er hat einen eigenthümlichen Charakter. Natur und Menschenarbeit haben sich gleichsam vereinigt, Hindernisse aufzuwerfen, um ja keinen Kampf dort aufkommen zu lassen.

In einem Flußthal, dessen Ränder sich höchstens vierzig oder fünfzig Fuß über den Wasserspiegel erheben, läuft der Tessin, hier noch ein schöner Strom von alpinem Charakter, zwischen allerlei üppig bebuschten Sandbänken und Inseln. Dieses Flußthal ist an tausend Schritte breit.

Längs des Thalrandes läuft ein großer Kanal, Naviglio grande hin, von steilen geböschten Dämmen eingefaßt. Er entfernt sich, je weiter südlich, desto mehr vom Tessin.

Jenseits des Naviglio erhebt sich das von einer südlich üppigen Vegetation bekleidete Land terassenförmig und bildet fast eine halbe Elypse, an welcher drei große Dörfer liegen: Buffalora, das uralte, characterisch-italienische Magenta mit seinen auf Bogengängen ruhenden Häusern und Robecco, mit Robeccetto nicht zu verwechseln. Zwischen Buffalora und Magenta sind etwa sechstausend Schritt, zwischen Magenta und Robecco etwas weniger.

Die beiden, vom Tessin und dem großen Naviglio gebildeten Linien werden von zwei anderen Linien schief durchschnitten. Die eine Linie ist die alte Chaussee von Mailand nach Novara. Ihre Begleiterin der Damm der neuen Eisenbahn. Selbstverständlich führen Brücken über den Tessin und den Naviglio. Die steinerne Eisenbahnbrücke über den Tessin heißt nach dem hart am rechten Ufer stehenden Gehöft San Martino die Brücke von San Martino und ist eben die, an welcher Graf Clam, wie wir sehen, sein Meisterstück verrichtet hat, die Brücke der Chaussee über den Naviglio wird Ponte di Buffalora genannt.

Zu beiden Seiten des Eisenbahndammes, wie dieser den Naviglio kreuzt, stehen vier weitläufige Gebäude aus Sandstein, zwei auf östlicher, zwei auf westlicher Seite des Naviglio. Sie werden wie die Brücke Ponte novo di Magenta genannt und liegen knapp vor dem alten, grauen Städtchen Magenta. Diese Gebäude werden von den Franzosen mit Schanzen gedeckt ~~werden~~ und den Hauptpunkt des Angriffs und der Vertheidigung bilden.

Dies der alleräußerste Aufriß der Gegend — wir haben nur noch zu bemerken, daß auf dem Terrain östlich und nördlich vom Naviglio der Weinbau

vorherrscht. Die Ulmen- und Maulbeerbäume dort sind von Weinreben ganz umwunden, welche wie schöne grüne Gardinen von Stamm zu Stamm gehn. Auf den Feldern steht das Getreide bereits mannshoch. Große steinerne Gebäude, theils von Mauern, theils von undurchdringlichen Hecken umstrickt, liegen da und dort im Grün gesegneter Triften.

Auf diesem so vielfach coupirten Terrain wird Cavallerie und Artillerie fast ausschließlich auf die Chaussee und den Eisenbahndamm beschränkt sein und die Infanterie fast nur in Tirailleurschwärmen wirken müssen.

Wie die Sachen nun einmal standen, wäre es das Gerathenste gewesen, die österreichische Hauptmacht auf dem rechten Ufer des Tessin zu concentriren. Die Uebergänge bei Vegevano und Belreguardo waren sicher und gingen sie im schlimmsten Falle verloren, so behielt man ja noch immer den Rückzug an die Po-Linie frei. Was aber das Vernünftigere war, das war nicht nach Giulays Kopf. So hatten die Oesterreicher den Rückzug auf das linke Tessinufer angetreten.

Dem Grafen Clam fiel es aber den ganzen Tag des dritten Juni nicht ein, zur Brücke von San Martino zurückzukehren und das mißlungene Zerstö-

rungswerk auf diesem so wichtigen Punkte wieder-aufzunehmen.

Indeß hatten die Franzosen nördlich, bei Turbigo, drei Pontonbrücken über den Tessin geschlagen. Das Armeecorps Mac-Mahons fand auf diesem Punkte gar keinen Widerstand und setzte sich in dem auf dem linken Ufer gelegenen Dorfe fest; eine sardinische Division folgte am andern Tage. Erst bei Robeccetto setzte es einen Kampf mit einer österreichischen Abtheilung, welche auf der Eisenbahn von Mailand hergeschickt worden war.

Das Dorf wurde von den Franzosen und Piemontesen genommen, während ein anderes österreichisches Detachement fast ohne Widerstand zurückging.

Der Tag des vierten Juni war gekommen.

Nach der Disposition Louis Napoleons sollte das Corps Mac-Mahons, der jetzt bei Turbigo stand, mit der rechten Flanke über Robeccetto und Cugione, mit der linken über Inveruno und Mesaro vorgehen, während er, der Kaiser selbst, mit seinen Gardegrenadieren den Brückenkopf von San Martino halten werde. Das Corps Canroberts sollte indeß auf der rechten Seite des Tessin zu seiner Unterstützung nachkommen und auf demselben Punkte wie er den Fluß überschreiten.

Vor San Martino angelangt, fand der Kaiser die Brücke noch practicabel. Die Infanterie konnte sogleich, die Artillerie nach einiger Nachhilfe durch Sappeure hinüber. Die Franzosen setzten sich nun in jenen vier großen Gebäuden fest, welche, wie wir vorhin gesagt haben, auf der Kreuzungsstelle des Naviglio stehen.

Die Oesterreicher, welche sich hinter den Naviglio zurückgezogen hatten, eröffneten sogleich den Angriff mit Tirailleurs und einiger Artillerie.

Die Zuzüge Louis Napoleon's flossen lange sehr spärlich, während die Oesterreicher immer mehr Verstärkungen an sich zogen. Napoleon wollte den eigentlichen Angriff von San Martino aus erst dann beginnen, wenn Mac-Mahon mit dem sardinischen Hülfscorps in der Nähe sei, von diesem aber, wie auch von Canrobert war nichts zu sehen und zu hören . . . . .

Die französische Grenadier-Division stand vereinzelt sechs österreichischen Brigaden gegenüber.

Die Ursache, warum Mac-Mahon sich verspätet hatte, war diese: Von Turbigo bis Magenta sind dritthalb deutsche Meilen eines so schmalen Weges, daß auf demselben nur zwei Wagen sich nebeneinander fortbewegen können. Auf diesem Wege sollten nun

dreißigtausend Mann rasch vorrücken. Ebenso konnte Canrobert auf dem schmalen Eisenbahndamme seine Leute nicht schnell genug vorwärts bringen und mußte erst die Wagen, die den Damm überfüllten, herabwerfen lassen, um Raum zu gewinnen.

Es war Mittag geworden. An der Brücke von San Martino qualmte es wie in einer gespenstigen Schmiede, das Geknatter des Kleingewehrfeuers, der lautere Donner der Geschütze hörte nicht auf. Napoleon behauptete sich auf dem kleinen Dreieck, welches hinter ihm der Tessin, vor ihm der Naviglio grande, rechts der Eisenbahndamm bildete. Die Brücke war durch Batterien geschützt.

Mit eiserner Ruhe, unbewegtem, gelassenem Gesichte überwachte der Kaiser den Kampf, nur dann und wann verrieth ein Zwinkern seiner tiefherabfallenden Augenlider die gewaltige Bewegung seines Gemüths. Alle Scenen menschlichen Todeselends standen vor ihm da. Schon thürmten sich Leichenhaufen um die Brücke, das Wasser des Naviglio nahm sie auf. Verwundete wurden an ihm vorübergetragen, der brechende Blick der Sterbenden, das verglas'te Auge der Todten schauten ihn an. Welche bleichen Gesichter, welche verstümmelten Gliedmaßen, welche Jammertöne! Ordonanzen um Ordonanzen wurden nach Canrobert ausgeschickt, daß er eile.

Und von dem Kampfplatz streifte das Auge des Kaisers wieder zurück zur Brücke von San Martino. Sie ist die Pulsader, die den bereits decimirten Brigaden frisches Blut zuführt. Reißt diese Arterie, so ist der Kaiser, vielleicht auch das Kaiserreich und mit diesem Italien auf's ärgste gefährdet.

Noch immer zeigt nichts an, daß Mac-Mahon im Gefecht sei.

Um halb zwei Uhr war Napoleon in größter Gefahr, über den Tessin zurückgedrängt zu werden.

Um diese Zeit wird es gewesen sein, wo Graf Giulay sein Telegramm nach Wien sandte, daß er den Feind binnen Kurzem geschlagen und in den Tessin geworfen haben werde.

Dieses Telegramm dokumentirt unwiderleglich, daß der österreichische Obergeneral den feindlichen Einfall in die Lombardei auch zur Stunde noch immer nicht in seinem ganzen Umfange kannte.

Er sollte durch die ersten Kanonenschüsse Mac-Mahons, der, wie gesagt, von Norden herabmarschirte, ebenso sehr, wenn nicht noch mehr überrascht werden, als ein paar Tage zuvor der Fall gewesen.

Als Napoleon endlich den Kanonendonner in der Richtung von Cuggione und Casate vernahm, da mag sein Herz vor Freude gebebt haben. Nun, wo er

überzeugt sein konnte, daß Mac-Mahon angreife, ließ er die Gardegrenadiere zum Angriff auf die österreichische Stellung vorgehen. Die Oesterreicher hatten aber indeß außerordentliche Verstärkungen an sich gezogen, einmalhundertzwanzigtausend Mann standen dem Kaiser gegenüber. Zwei französische Generäle sanken tödlich getroffen, während sie ihre Truppen in die Action führten. Indeß trafen die Brigade Picard, die, den Marschall Canrobert an der Spitze, längst auf dem Kampfplatz sein sollte, die Division Vinoy, endlich zwei Divisionen vom Corps des Marschalls Canrobert, die man jede Minute erwartete, noch immer nicht ein. Schon begann der Angriff der Franzosen zu erlahmen, die Grenadiere, die Zuaven hatten enorme Verluste ....

Nach einer erbitterten Wehr und Gegenwehr hatten sich die Oesterreicher über die Brücke an's östliche Ufer des Naviglio zurückgezogen, die französischen Gegner wollten ihnen folgen, wurden aber, zu schwach, mehrmals zurückgeworfen. Endlich mußten die Oesterreicher doch Buffalora räumen.

Plötzlich hörte das Feuer auf Mac-Mahon's Seite ganz auf. Napoleon wußte nicht, was er davon denken solle! Noch immer schickte er Adjutanten an Niel und Canrobert aus, welche nicht erschienen.

War Mac-Mahon geschlagen? Man mußte es beinahe glauben. Es spricht unwiderleglich für den militärischen Muth und den Feldherrnblick Napoleon's, daß er in seiner gefährdeten Lage aushielt und die Angriffe immer wieder fortsetzen ließ.

Das französische Armeecorps unter Mac-Mahon hatte den Befehl, sich bei Buffalora mit Napoleon zu vereinigen und die Zusage dieser Vereinigung war die Bedingung gewesen, unter welchen der Kaiser den Kampf aufgenommen. Als aber Mac-Mahon nach mehrstündigem Marsche gegen Buffalora kam, fand er die Vereinigung unausführbar. Zwischen ihm und dem Kaiser hatten gegen vierzigtausend Mann Oesterreicher einen Keil gebildet. Die Brigade Motterouge hatte nach heldenmüthigem Widerstande der Oesterreicher das Gehöft Cascinenove genommen, doch mit überaus schweren Opfern. Mac-Mahon hatte sie aus dem Feuer zurückziehen müssen, um die Ordnung wieder in ihr herzustellen. Da ihn Clam, wiewohl dieser fünfzehntausend Mann geordneter Truppen unter der Hand hatte, dabei nicht hinderte, hatte das Feuer aufgehört.

In Erwägung dieses Umstandes, der ihn der Gefahr aussetzte, sich gleich seinem kaiserlichen Herrn vereinzelt schlagen zu müssen, hielt Mac-Mahon sich

der Pflicht entbunden, den ihm gewordenen Befehl nach seinem Wortlaut auszuführen. Er ordnete sofort den Sturm auf das Dorf Magenta an.

Darin bestand sein genialer Feldherrnblick und das war das Hauptverdienst, das er an den Lorbeern des Tages hatte. Magenta war der Schlüssel des Sieges.

Während der Sturm auf Magenta begonnen hatte und das Dorf im furchtbarsten Kampfe bald gewonnen, bald wieder verloren wurde, mußten die Oesterreicher Napoleon Luft machen, welcher noch immer mit Verzweiflungsmuth auf dem kleinen Dreieck bei der Brücke von San Martino Stand hielt.

Gegen Abend langte auch General Greifenstein, der unweit Abbiate grasso, dem Hauptquartier Giulay's, den Tessin überschritten, nach einem angestrengten Marsche mit todtmüden Truppen auf dem Schlachtfelde an. Hundert Mal hatte er auf dem Wege zu seiner Umgebung gesagt: „Der Franziskaner hat doch Recht gehabt!"

Eine Wolke stand über der Landschaft, der weiße Rauch des Kleingewehrfeuers hob sich von den schweren grauen Dampfwolken ab, die sich über die Morgens noch so grünen und sonnenhellen Gefilde von Magenta hinwälzten. Der General sprengte eine

Anhöhe hinauf, orientirte sich und als er den Umfang und die Bedeutung des gewaltigen Kampfes wahrgenommen, rief er ganz kleinlaut:

„Da steht ja eine ganze französische Armee in unserem Rücken! . . .“

Oberst von Rosen, an welchen er sich wandte, konnte leider nichts Tröstliches entgegnen.

Da inzwischen Magenta von den Franzosen so hart bedrängt war, daß sich ihnen der Besitz des Dorfes halb und halb zuneigte, lag Alles daran, Napoleon zu bewältigen und ihn aus dem Dreieck nach Piemont zurückzuwerfen.

Greifenstein war die Aufgabe zugetheilt, die Colonnen, die den Eisenbahndamm stürmten, zu verstärken. Vielleicht, daß man sich noch, nach gelungenem Werke, gegen Magenta werfen könne.

Inzwischen aber war Napoleon nicht mehr so truppenarm, wie in den ersten Nachmittagsstunden. Canrobert hatte ihn endlich verstärkt, aber die wirksamste Unterstützung bot General Niel, indem er nach und nach achtundzwanzig Kanonen auf den Eisenbahndamm aufpflanzte, welche ein mörderisches Feuer gegen die Angreifer unterhielten.

Aber noch waren die Oesterreicher ungebrochenen Muthes und der hartnäckigste Kampf wüthete.

Die stürmenden Colonnen, die vor Greifenstein standen, lichteten sich rasch und rückten zusammen, daß der General nicht mehr lange seine Kampflust zu zügeln hatte und seine Leute vorschieben konnte. Immer neue Nachschübe waren nöthig, Niel's weittragende Kanonen ras'ten hinüber und die Truppen schmolzen, wie wenn geheimnißvolle Schlünde sie unterwegs verschlängen.

Da kam ein Adjutant an Greifenstein herangesprengt, mit dem Befehl, den Eisenbahndamm um jeden Preis zu nehmen.

„Das geschieht ohnehin!" sagte der General. „Aber da sehen 's nur, die Leute fallen wie Fliegen. So schwer, als wär' das der Gotthardt, geht's da hinauf. Der Feind vertheidigt den Erdhaufen teufelsmäßig. Wie steht's oben?"

Er meinte die Umgegend von Magenta.

„Könnt' besser sein!" war die Antwort. „Aber alle Vortheile, die der Feind dort hat, würden aufhören, wenn wir ihm von dieser Seite beikönnten!"

„Wenn meine Leute nur nicht so hundemüde wären vom tagelangen Marsch!" seufzte Greifenstein. „Aber was ist denn das hinten?"

Er deutete, sein Fernrohr ansetzend, mit dem Finger nach Nord-Osten.

„Das sind die Unsrigen“ — rief Greifenstein unverwandt dahinblickend. „O, Du blutiger Heiland, sie gehen zurück, zurück, zurück, so weit es die Weingärten und Mauern sehen lassen, geht's in endlosen Haufen rückwärts ....“

„Das kann nicht sein“ — rief der Adjutant und machte vom Fernrohr Gebrauch, als er es aber absetzte und den General wieder ansah, war die Todtenblässe seines Gesichts eine schreckliche Zustimmung.

„O, hätt' ich das nie erlebt!“ rief Greifenstein, aber schon im nächsten Augenblicke machte sich der Rückzug fühlbar. Dichte Massen drängten in die Richtung von Abbiate grasso zurück.

Es war klar, daß die Schlacht verloren gegangen.

„O, hätten meine alten Augen das nie gesehen!“ rief der General, wie von Sinnen gekommen. „Unser ganze rechte Flügel umgangen! Malheur, nichts als Malheur! O, die heimtückischen Feinde! Wir — keine Ahnung! Ueberrascht! Dritthalb Armeecorps gar nicht in's Feuer gebracht! Ach, es fehlt doch nicht an Truppen, sie sind aber immer anderswo! Wenn der Radetzky das erlebt hätte! O Du blutiger Heiland!“

Indeß schlugen Granaten rechts und links ein, man mochte in der feindlichen Linie nach den grünen Federbüschen zielen.

„Der Pfaff', den ich 'g'fangen hab', der hätt' das Maria-Theresienkreuz verdient" — sagte Greifenstein noch. — Da kam eine feindliche Kugel und riß das Pferd zu Boden. Der alte Mann stürzte und zerschmetterte sich das Hinterhaupt.

Der Rückzug wurde allgemein.

Da kam auch Oberst von Rosen vorbei. Er half einen jungen Mann aus dem Schlachtgewühle heraustragen, dem, wie das Blut auf der Uniform zeigte, eine Kugel durch die Schulter gedrungen war.

Der junge Offizier war Oskar Wallberg. Die Bläße des Todes lag auf seinem edlen markirten Gesichte. Man setzte ihn zu Füßen eines am Wege stehenden Crucifixes nieder.

Bald darauf — etwa um acht Uhr Abends war das wilde Schlachtfeld ein stiller Kirchhof geworden. Im alten schwarzen Rauchnest Magenta sah es schrecklich aus. Da war jedes Haus eine Festung geworden, Tschakos, Tornister, Mäntel bedeckten das Pflaster, das mit großen Lachen Bluts wie übersäet war. Aber die Sterne zogen ruhig und friedlich am Himmel auf, wie in jeder gewöhnlichen Nacht.

Die Schlacht von Magenta war geschlagen und hatte Oesterreich genöthigt, Piemont zu verlassen und noch in derselben Nacht Mailand und die Lombardei zu räumen, aber mit diesem Schlage waren auch die Grundvesten der absolutistischen Aera über den Haufen geschossen.

Sechstes Capitel.

Was sich zunächst nach dem Tode der Frau von Weyher ereignet.

Wenn sich das oft gebrauchte Sprüchwort, daß das Unglück nie allein komme, nicht immer bewähren dürfte, so trifft es sicher da jedesmal ein, wo der einfallende Stoß innig aneinandergereihte Verhältnisse berührt, welche gleichsam eine Kette bilden.

Sind aber gar die Grundpfeiler einer Lage auf einen tückischen Boden gestellt, welcher sich allmälig zerklüftet und senkt, so wird der erste und kleinste Riß, der sich zeigt, schon der Anfang der Zerstörung sein und alle Stützen, welche angebracht werden, können nichts helfen, weil sie sich auf demselben nachgebenden Terrain befinden.

Dieses Gleichniß hat auf Herrn von Bork und die mit seinem Geschicke verbundenen Personen seine vollste Anwendung. Als sein Familienleben einmal von Burda's Hand angetastet war, gerieth es in's

Schwanken und alle Versuche, es wieder in Gleichgewicht zu bringen, beschleunigten nur den Umsturz, anstatt ihn zu fördern.

Wenn ja noch in seinem Gemüthe ein Zweifel über Veronica's Herkunft hätte obwalten können, so mußte dieser jetzt ganz verschwunden sein. Schon die Ohnmacht, welche Frau von Weyher befallen, als sie das Geheimniß verrathen sah, war beredt genug, wie beredt vollends ihr Ende! Es war für ihn ausgemachte Sache, daß sie sich in einem Anfalle gesteigerten Schuldbewußtseins den Tod gegeben.

Die Hausgenossen, unter ihnen Veronica, waren indessen sämmtlich der Meinung, der Tod der Frau von Weyher sei ein zufälliger gewesen. Sie müsse, als das Unwetter an jenem Abend zu toben angefangen, auf den Balcon getreten sein, um an den Jalousieen oder den Blumenstöcken etwas zu richten, habe das Gleichgewicht verloren und sei über das Geländer gestürzt. Die Sache war ganz leicht möglich, aber der Domherr erinnerte sich nur zu sehr, wie sie in jener Nacht der ersten Erörterungen Burda's mit erhobener Stimme gesagt: In der Stunde, in welcher Du die Entdeckung machst, daß ich gelogen, will ich in's Grab fahren . . . Sie hatte sich für ihren Meineid selbst bestraft.

Die sterbliche Hülle der Unglücklichen wurde auf dem Kirchhofe von Gollhausen zur Erde bestattet. Außer den Armen des Dorfes, denen sie eine Wohlthäterin gewesen und die an ihrem Grabe viel aufrichtige Thränen vergossen, waren nur wenige Personen anwesend, der Domherr, die in Trauer aufgelöste Veronica und der Freiherr von Weyher.

Als der Domherr vom Begräbnisse zurückkam, fühlte er sich wie vernichtet. Ein endloses Feld des Herzeleids, das ihm zu durchschreiten vorbehalten, lag ausgebreitet vor ihm.

Er sagte mit kaum verhaltenen Thränen zu sich: „Sie war das Glück meines Lebens! Keinen Vorwurf kann ich ihr über ihrem Grabe machen. Sie hat nur in einem Punkt gefehlt, mich nur in einem Punkt getäuscht, doch hätte ich gewußt, daß ihr mein Vorwurf das Leben kosten würde, — nie, o nie hätte ich ihn über meine Lippen gebracht! Die Wahrheit ist an den Tag gekommen, aber glücklicher war ich im Wahn! Veronica ist nicht mein Kind, das ist gewiß, aber könnte ich das Mädchen inniger und wahrer lieben, wenn es mein Kind wäre? Wie oft haben die Leute, wenn ich neben Veronica stand, unsere Züge sprechend ähnlich gefunden — ich habe das Gesicht verlegen und doch mit so stolzem Vatergefühl abgewandt . . .

„Ein solcher Betrug hätte immer fortdauern sollen, wenn es einer war! Ein Betrug — was achtzehn Jahre lang mein Glück, die Quelle meiner reinsten Freuden war, und woran noch jetzt, da ich es wie eine Fälschung ansehe, mein Herz mit allen Klammern hängt. O Todte, apostrophirte er die Hingegangene mit immer wachsender Bewegung, ich weiß, Du hast mich innig geliebt. Du hast ein künstliches Band geschaffen, da kein natürliches vorhanden war. Wer nun Veronica's Jammer und Wehklage hört, der erkühne sich zu sagen, daß Du nur ihre Stiefmutter warst!"

Eine so mächtige Umstimmung war durch den Tod der Frau von Weyher im Gemüthe des Domherrn vor sich gegangen. Die Grundlage seiner jetzigen Stimmung war Reue, Reue über seine überstürzte Handlungsweise und in Folge davon die größte Unzufriedenheit mit sich selbst. Als nach wenig Tagen sich seine Gedanken nach dieser Richtung hin geklärt hatten, war er entschlossen, die Dinge, wie sie einmal waren, hinzunehmen und alles daran zu setzen, seine Gefühle mit der stattgehabten Situation in Einklang zu bringen.

Veronica erschien seiner Liebe wie sein eigenes Kind und sie war, welcher Mutter sie auch entstammt

sein mochte, ihm zwar ein Pflegekind, aber ein solches, welches durch die Gegenseitigkeit zärtlichster Anhänglichkeit nicht allein die Illusion, sondern auch das Wesen des elterlichen Verhältnisses in seiner Brust wach erhielt und nährte.

Dies war nun einer der Standpunkte, welche er jetzt einzunehmen dachte. Einen solchen nimmt man an, wenn man unter mehreren Uebeln das kleinste zu wählen hat.

Doch nun war es vor Allem nöthig, den Freiherrn von Weyher wieder zu beseitigen. Der Domherr hatte ihn, von äußeren Feinden bedroht, zu Hilfe gerufen, mußte aber jetzt über ein Mittel nachdenken, ihn wieder fortzuschaffen. Dies war nicht leicht. Dieser hochtrabende Abentheurer gehörte zu den Geistern, welche man leichter heraufbeschwört, als wieder in die Unterwelt bannt, denn er schien entschlossen, alle Vortheile, welche ihm seine gegenwärtige Stellung gewährte, auf's äußerste auszunützen.

Wenn Frau von Weyher noch am Leben gewesen wäre, so hätte das leichter gehen können, den Freiherrn durch ein fettes Reisegeld zu bewegen, den Vicekönig von Egypten oder den Schach von Persien, an deren Höfen er so glückliche, ruhmreiche, unvergeßliche Tage verlebt, wieder zu besuchen. Die mangelhafte

Militärorganisation des Orients mußte seiner Thätigkeit noch immer weiten Spielraum geben. Wie aber jetzt die Sachen standen, war es überaus schwer, ihn fortzubringen. Der Tod seiner ehemaligen Frau gab der lügenhaften Rolle, die er nun weiter zu spielen entschlossen war, einen Schein von Wahrheit, welche ihn dem Domherrn in allen Stücken überlegen machte.

Dieser war mit Frau von Weyher achtzehn Jahre verheirathet gewesen, aber heimlich und ohne öffentlichen Rechte; der Freiherr war ohne jeden bisher ermittelten Grund unmittelbar nach der Hochzeit davongegangen, ohne sich mehr um sie zu kümmern, aber er war mit ihr wirklich verheirathet und hatte insofern alle weltlichen Gesetze für sich.

Der Domherr galt vor der Welt als Veronica's Oheim und konnte gar keinen anderen Titel beanspruchen. Selbst Veronica gegenüber war er nicht mehr. Der Freiherr aber, der für das Mädchen nie etwas gethan, war in den Augen der Menschen ihr Vater. Frau von Weyher hatte ihn als solchen sowohl ihrer Tochter als ihrer ganzen Umgebung aufgeführt und ihre Lippen, welche allein die Rechte, die er sich jetzt anmaßte, hätten zerstören können, sie waren nun durch den Tod geschlossen.

Kein Wunder, daß ein fahrender Ritter mit einem

weiten Gewissen und leerem Seckel von dieser Ueberlegenheit Gebrauch machte. Seine Schwindelei hatte einen solchen Anstrich der Anständigkeit und einen so pathetischen Charakter, daß derselbe sich für die pomphaft hohle Eigenthümlichkeit des Freiherrn gar nicht besser eignen konnte. Er hatte Gelegenheit, die idealsten Züge eines Vaters zur Schau zu tragen, während er nur die Hinterlassenschaft seiner verstorbenen Frau, die Veronica gehörte und die von gelegentlichen Schenkungen des Domherrn herrührte, möglichst zu nutzen gedachte, von der Ueberzeugung bestärkt, daß ein so reicher Mann, wie Herr von Bork, Veronica doch alles wieder reichlich ersetzen werde.

Im Anfang seiner Usurpation — denn anders läßt sich die Vater- und Gattenrolle des Freiherrn nicht nennen — machte er unter dem Deckmantel der Pietät, indem er persönlich alle Anstalten zum Begräbnisse seiner Frau, natürlich auf des Domherrn Kosten, besorgte. Aber von da ab trat er immer selbstbewußter auf. Der Widerstand, den er von Seite des Domherrn und Veronica fand, beschleunigte eher sein Auftreten in voller Machtentfaltung als daß er sie verhinderte und es war nach kurzer Zeit dahin gekommen, daß er nicht nur die von den Gerichten ihm zugesprochene Verwaltung des mütterlichen

Vermögens seiner Tochter in Händen hatte, sondern auch über die letztere als Minderjährige die väterliche Oberaufsicht führte, ohne hierin eine Einmischung zu dulden.

Während die Leiche seiner Frau noch im Schlößchen von Gollhausen war und Veronica an nichts als an ihren Schmerz dachte, hatte der Gatte schon Nachforschungen nach der Erbschaft gemacht und alle Schränke bis auf's geheimste Schubfach durchstöbert. Es fanden sich Urkunden über ein bei einem Wiener Bankhause angelegtes Kapital von zehntausend Gulden und sämmtliche Dokumente vor, kraft welcher die Verstorbene als Besitzerin der Villa und des Parkes Schönberg legitimirt war. Daß der Freiherr diese Papiere nach ihrer Entdeckung nicht wieder hinlegte, wo er sie gefunden, sondern ihnen seine eigene Brusttasche als ferneren Aufenthaltsort bestimmte, war eine selbstverständliche Sache.

Der Domherr war diesem Manne gegenüber ganz machtlos. Der Freiherr schaltete und waltete in Gollhausen nach Belieben und hatte auch dem alten Blasius den Dienst gekündigt, ohne daß dagegen ein Einspruch zu erheben war.

„Ich habe nie recht geglaubt, daß er existire," sagte der Alte bekümmert zu sich. „Nun muß ich

zu meinem Schrecken erfahren, wie wahrhaft er vorhanden! Doch um mich handelt es sich nicht. Was liegt an mir? Ich finde bei meinem guten gnädigen Herrn noch immer ein Unterkommen für die letzten Tage, die ich zu leben habe — mir ist um das liebe Fräulein leid ... für sie sind, wie mir scheint, schlimme Tage in Anzug."

Blasius hatte Recht. Veronica war wirklich zu bedauern. Sie hatte das ihr Theuerste, ihre Mutter, verloren und war seitdem wie in der Gefangenschaft. Das Benehmen des Mannes, den sie für ihren Vater zu halten hatte, war, ihr gegenüber, ein Gemisch unwahrer Zärtlichkeit und kleinlicher Herrschsucht, welches ihr um so unerträglicher dünkte, je mehr es gegen die herzliche Liebe und edle Anspruchlosigkeit ihres Onkels abstach. Oft schon hatte sie sich unter einem Vorwande vom Hause weggestohlen und war in die Stadtwohnung des Domherrn geeilt, um ihm ihren Schmerz zu klagen und sich an seiner Brust auszuweinen. Für den frischen Verlust der liebevollsten Mutter hatte sie einen ihr fremden und widerlichen Vater zum Ersatz, der den liebsten Menschen, den sie auf der Welt jetzt besaß, den Domherrn, an seinen täglichen Besuchen hinderte, insofern dieser Letztere eine ihm so unangenehme Persönlichkeit, wie Herrn von Weyher, so wenig als möglich sehen wollte.

Als Veronica eines Nachmittags bei Herrn von Bork erschien, überstieg ihre Bestürzung jedes Maaß. Als sich der Domherr mit der Frage, was ihr fehle, an sie wandte, fiel sie ihm in leidenschaftlichem Schmerz in die Arme und er fühlte ihre Thränen seine Wangen netzen.

„Armes Kind," sagte der Domherr. „Ich verstehe Dich. Du kannst es nicht vergessen, daß Du das beste Herz verloren . . ."

„Ach," seufzte Veronica, indem sie sich ein wenig aufrichtete, „es ist, als ob Alles über mir zusammenbräche! Der Vater —"

„Nun, was ist's mit ihm?" fragte Herr von Bork, indem er Veronica einen Sessel anwies.

„Wenn ich nicht wüßte, daß ich an Dir einen Beschützer habe," sagte Veronica, „müßte ich verzweifeln! Mein Vater hat mir angekündigt, daß er Wien verlassen und nach Italien übersiedeln wolle. Nebstdem hat er mir zu verstehen gegeben, daß meine Verlobung mit Oskar rückgängig gemacht werden soll, weil er diese Wahl nie billigen werde. Onkel — ich bin so hilflos — die Mutter, Dich und Oskar zu verlieren, das ist zu viel, das überlebe ich nicht!"

Der Domherr hatte Veronica mit theilnahms-

voller aber ruhiger Miene angehört. Als sie geendigt hatte, versuchte er zu lächeln.

„Kind,“ sagte er, „ich glaube daß Deine Befürchtungen auf der Uebertreibung einer erregten Einbildung beruhen.“

„Denke das nicht, Onkel,“ erwiderte Veronica. „Der Vater spricht mit größter Bestimmtheit. Er packt seine Koffer und sagt, daß ich ein Gleiches thun soll! Er dulde keinen Widerspruch —“

Der Domherr, im tiefsten Innern empört und entrüstet, ging eine Weile schweigend im Zimmer umher. Endlich sagte er ernst und nachdrücklich:

„Ich habe bisher jede Erörterung möglicherweise streitiger Punkte mit Herrn von Weyher geflissentlich vermieden. Nun scheint es mir aber doch an der Zeit, ein entscheidendes Wort mit ihm zu sprechen. Diese Anmaßungen in Bezug auf Dein Schicksal gehen zu weit! Nach dem, was Du sagst, hat es den Anschein, daß er die Grenzeu seiner Autorität nicht genau kennt. Sei ruhig mein Kind! Herr von Weyher soll uns nicht auseinanderreißen.“

So fest und bestimmt hatte Veronica noch nie den Domherrn sp echen hören. Ein unbegrenztes Vertrauen in ihren Retter stellte sich augenblicklich ein und ihre Thränen versiegten.

„Ich fahre noch heute nach Gollhausen!“ sagte der Domherr. „Du kömmst mit, Veronica.“

Wenige Minuten später saßen Beide im Wagen. Der Domherr schaute ernst darein und hatte einen Zug um Mund und Stirn, dessen Veronica dies sonst so offene und freundliche Gesicht nicht fähig gehalten hätte. Beide schwiegen; Veronica war zu Muthe, als sei ihr Schicksal auf einem Wendepunkt angelangt.

Als die Beiden die Bäume des Parks vor sich hatten, sagte Herr von Bork: „Steige hier aus und erwarte mich im Garten. Von meiner Unterredung mit Herrn von Weyher wird es abhängen, ob Du vorerst noch länger hier bleibst oder nicht. Sei ruhig, es wird alles gut werden.“

Er fuhr bis an das Gitter, welches Blasius ihm öffnete, trat in die Villa und ließ sich das Zimmer zeigen, das Herr von Weyher sich ausgewählt.

Er fand den Freiherrn in einem seidenen Schlafrock auf dem Sopha hingestreckt, einen Chibouk mit gelber Bernsteinspitze im Munde, eine Flasche Bordeaux auf dem Tischchen zur Seite.

„Ei, ei, Herr von Bork! Lassen Sie sich endlich sehen?“ rief er dem Domherrn gleich bei dessen Eintreten mit nonchalantem cavaliermäßigem Air entgegen, indem er sich langsam erhob. „Wenn auch meine theure

Frau, welcher Ihre freundschaftlichen Besuche in Goll-hausen gegolten, nicht mehr hier zu finden ist, so ist das doch kein Grund, sich bei uns gar so selten zu machen! Sie sollten wissen, daß ich die uneigennützigen Dienste, die Sie meiner Familie geleistet, als mir selbst erwiesen ansehe! Nehmen Sie Platz, Hochwürden! Bei den Gefühlen der Hochachtung und Freundschaft, die ich für Sie hege, freut mich Ihr Besuch unendlich. Ich bitte Sie, meine Versicherung in vollstem Sinne des Wortes zu nehmen, denn Sie müssen mich hoffentlich als einen Mann erkannt haben, dem jedes Phrasengeflunker fremd ist!“

Der Domherr fühlte diese Anrede bei der Stimmung, welche ihn beherrschte, als einen Exzeß von Unverschämtheit. Nur mit größter, sich selbst angethaner Gewalt hatte er Herrn von Weyher angehört. Er hätte ihn schon längst unterbrochen, wenn er nicht durch diese Sprache außer Fassung gebracht, sich erst hätte sammeln müssen, um den entsprechenden Ton der Erwiderung zu finden.

„Herr von Weyher,“ gab er, aufgeregt und ungeduldig in's Wort fallend zur Antwort: „Sie sündigen auf die mannigfachen Rücksichten, die mir von meinem Stande auferlegt sind, auf eine empörende Weise! Ehe es Ihnen einfallen sollte, mich zu ermu-

thigen, mich auf der Villa Schönberg sehen zu lassen, sollten Sie sich vor mir legitimiren, kraft welcher Rechte Sie dies Haus in Beschlag nehmen? Meine Geduld ist mit Ihnen schon zu weit gegangen! Ich hätte Ihrem Treiben schon längst Einhalt thun sollen. Meine Langmuth hat Sie nicht zur Besonnenheit gebracht, sondern hat Ihre Dreistigkeit gesteigert. Die Comödie, die Sie spielen, muß noch heute ein Ende nehmen."

„Herr," rief der Baron, indem er sich mit allen Attituden eines stolzen, in seiner Ehre angegriffenen Theaterhelden zurückwarf, „das Kleid allein, was Sie tragen, schützt Sie vor der Antwort, die einem solchen Ausfalle gebührt! Sie sehen einen Krieger vor sich, dessen Ehrenpunkt von der empfindlichsten Sorte ist. Wem ein, in allen Phasen des Lebens consequenter Charakter, wie der meinige, nicht Achtung gebietet, dem sollte ein Degen Respekt einflößen, der jederzeit der Beschützer der Freunde, der Schrecken der Widersacher war. Diese Hinweisung wird hoffentlich genügen, die Worte, die Sie etwa noch an mich zu richten haben, richtig abzuwägen, da mir ohnehin meine Würde nicht gestattet, auf so maßlose Ausdrücke mit gleich maßlosen zu antworten, oder dieselben nur anzuhören. —"

„Vor Allem, antworten Sie auf Anklagen nicht mit Redensarten," unterbrach ihn der Domherr. „Wir sind hier nicht in einer Fechtschule, sondern auf einem ernstlichen Kampfplatz. Ich bin hieher gekommen, um ein bestimmtes Resultat zu erzielen, nöthigenfalls zu erzwingen. Noch hoffe ich, Sie zur Einsicht zurückzubringen und einen Funken von Rechtsgefühl in Ihnen zu wecken, wenn aber meine Unterredung mit Ihnen nicht zur Verständigung führt, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß meine Mittel ausreichen werden, Sie wieder dahin zurückzuschicken, woher Sie gekommen sind. Der Boden, auf welchem Sie mir Trotz bieten, ist nachgiebig und Ihre Dreistigkeit, sich daselbst behaupten zu wollen, ist nur durch Ihre vollständige Unkenntniß der Lage erklärbar. Wenn Sie diese letztere kennen lernen, so werden Sie zu größerer Bescheidenheit herabgestimmt werden und werden einsehen, daß Ihr Vortheil, auf den Ihnen ja einzig und allein Alles anzukommen scheint, in einer gütlichen Abfindung liegt — nicht im Widerstande —"

„Hochwürden —" stammelte der Freiherr mit affektirten Grimassen verhaltener Entrüstung — „ich bewundere meine Mäßigung und frage: bin ich nach allen weltlichen und geistlichen Gesetzen der Gatte der verstorbenen Frau von Weyher?"

„Die Sie," ergänzte der Domherr lebhaft, „wenige Stunden nach Ihrer Trauung schmählich verlassen und zwanzig Jahre lang ignorirt haben."

„Wenn dem so wäre," entgegnete der Baron, „warum haben Sie mir nach Mailand geschrieben, zu ihrem Schutze herbeizueilen? Wer ist noch in der letzten Zeit ihr Ritter und der ihrer Tochter dem Fürsten von Kronenburg gegenüber gewesen?"

„Genug!" rief der Domherr. „Was geben Sie sich die Mühe, Ihre Gemeinheit vor meinen Augen zu schminken? Es war zwar Ihre Pflicht und Schuldigkeit, der Frau, welche Sie durch die Heirath mit Ihnen und Ihre Flucht in die schiefste und verdächtigste Stellung gebracht, zu Hilfe zu eilen — aber — ich habe Sie dafür — bezahlt!"

„Bezahlt!" rief der Freiherr in höchster Entrüstung. „Bezahlt? Einen Freiherrn von Weyher? Herr, der Mann, welcher vor Ihnen steht, hat wohl auf allen seinen Wegen Gold und Silber mit vollen Händen ausgestreut, aber sein Rücken vermöchte nicht um alle Goldminen Californien's sich zu bücken! Stolz ist das Unglück meines Lebens, Stolz der furchtbare Dämon, der mich führt und mich zu dem gemacht, was ich bin. Er ist es, der mich von allen Ehrenstellen und allen Schätzen der Welt vorübergehen

heißt, mit dem Rufe der Verachtung: Ich genüge mir! — Hochwürden! Solche Charaktere können in Nothstand verfallen, aber der edlere Mensch, der sie darin findet, zollt ihrer Armuth die höchste Ehrerbietung. Für einen dieser edleren Menschen habe ich Sie, Herr von Bork, gehalten, als Sie mir auf eine ebenso zarte als liebenswürdige Weise nach Mailand einen Wechsel zur Deckung meiner Reisekosten sandten. Nie hätte ich das Geld angerührt, wenn ich gewußt hätte, daß ich nicht verstanden werde. Wer den Bestechungskünsten orientalischer Herrscher widerstanden, dem hat das Mitglied des reichsten Domkapitels nichts zu bieten! So denkt ein Weyher!"

Er machte einige rasche Schritte durch's Zimmer und riß das Fenster auf, um etwas Kühlung für seine Zornaufwallung zu suchen.

„Da Sie mir Ihre Uneigennützigkeit so lang und breit malen," versetzte der Domherr, „so muß ich Sie fragen, warum Sie über die Nachlassenschaft Ihrer Frau, kaum daß deren Leichnam erkaltet, so hastig hergefallen sind? Sie haben sich nicht allein in den Besitz sämmtlicher Werthurkunden gesetzt, woraus Sie übrigens kein Hehl machen, sondern Sie haben sich auch sämmtlicher Schmuckgegenstände, als da sind: Ringe, Brochen, Perlen- und Corallenschnüre

bemächtigt, ohne dieselben als einen Theil der übernommenen Erbschaft angeführt zu haben. —"

„Was?" schrie der Freiherr mit unbändigen Geberden. „Sie zeihen mich — ich wage das Wort nicht auszusprechen! Ich? Schmuck? Ringe? Ich käme aus der Heimat der Juwelen, dem reichen Orient, um hier, hier — im povren Deutschland sogenannte Kostbarkeiten zu holen? Und ich sollte Kleinigkeiten unterschlagen, da ich ein gutes Recht auf's Ganze habe? Wäre das Alles nicht eine Insinuation, die Ihrer vollkommen unwürdig, ich würde schwören: zur Zeit, als ich die im Schlafgemach meiner Frau befindlichen Besitzurkunden zur Aufbewahrung übernahm, keinen der daselbst vermißten Gegenstände vorgefunden zu haben. Es muß sich finden. —"

„Doch das ist Nebensache," sprach Herr von Bork. „An diesem Flitter ist das wenigste gelegen. Hier handelt es sich um Veronica, das verlassene edle Waisenkind! Diese ist die Erbin des Vermögens von Frau von Weyher, nicht, weil diese ihre Mutter, sondern, weil es der Schenkungsakt, durch welche das Schlößchen und das bei dem Wiener Bankhause hinterlegte Geld auf die letztere kam, so bedingt! Von diesen Papieren, die sich in den Händen eines Notars be-

finden, werden Sie wohl die Abschriften in der Schublade des Büreaus gefunden haben."

„Hochwürden," sagte Herr von Weyher mit dem Lächeln der Ueberlegenheit, „Sie scheinen von der Ansicht auszugehen, daß Jemand, der mit ganzer Seele sein Lebelang Kriegsmann war, von Jurisprudenz nichts verstehen müsse. Sie irren sich in mir! Dank der sorgfältigsten Erziehung von Seiten meiner, nun schon lange in der Ahnengruft ruhenden Eltern, Dank den Fürsten, welche dem Krieger auch diplomatische Aufgaben zuwiesen, bin ich auch auf diesem Gebiete nicht unerfahren. Ich habe soviel Kenntniß, um sofort das Gesetz ausfindig zu machen, auf welchem mein Recht, wie ein Felsen im wogenden Meere fußt. Dem Vater ist nach dem österreichischen Gesetzbuch ein Pflichttheil gesichert. —"

„Mit welchem Rechte nennen Sie sich den Vater Veronica's?" rief Herr von Bork mit Heftigkeit.

„Ich gelte wenigstens dafür," gab der Baron zur Antwort. „Meine Frau hat es vor Zeugen bekräftigt und das ist am Ende Alles —"

„Wie, wenn nun Beweise, Documente da wären," fuhr der Domherr fort," daß Veronica nicht Ihre Tochter, aber auch nicht das Kind Ihrer Frau sei? —"

„Auch nicht das Kind meiner Frau?" rief der

Freiherr erstaunt. Und in einem Athemzug setzte er humorvoll hinzu: „Dann müßte man nur annehmen, das Mädchen sei aus dem Haupte Euer Hochwürden, wie Minerva in die Welt gesprungen!“

Er lachte.

„Lachen Sie nicht,“ sagte der Domherr, den Ausdruck tiefen Ernstes im Gesicht. „Ihre Witze sind auf einem unrechten Platz. Ich wiederhole es Ihnen, Veronica ist nicht das Kind der verstorbenen Frau von Weyher, Veronica ist ein fremdes — ein angenommenes Kind.“

Herr von Weyher machte große Augen, dennoch sagte er im hartnäckigen Aberglauben ironisch:

„Wohl eine Nichte oder das Mündel eines geistlichen Herrn?“

„Das werden Sie zur rechten Zeit erfahren,“ versetzte der Domherr. „Dann werden Sie aber auch erkennen, daß mich nur die Bande einfach menschlichen Wohlwollens an dieses Mädchen ketten. Dann werden Sie mir zugleich Abbitte leisten für den Verdacht, den Sie gegen mich in Ihrem Herzen hegen — zu Ihrer eigenen Unehre, indem Sie mit schamloser Offenheit auf eine fingirte Vaterschaft speculiren.“

„Leichter wäre es mir,“ rief Herr von Weyher mit der Miene und den Attituden eines entrüsteten

Kriegsgottes, „allein, mit diesen meinen zwei nackten Händen eine gegen mich anstürmende Reiterschwadron zurückzuwerfen, als bei den Worten, die Sie, mir gegenüber, gebrauchen, meine Beherrschung zu bewahren! Wenn es mir gelingt, feiere ich einen der nicht am wenigsten rühmlichen Triumphe, die ich bereits im wilden Lebenssturm davongetragen. Ich frage Sie, Herr von Bork, auf welche Vaterschaft speculire ich? Was soll diese Redensart heißen? Angenommen, mit Ihren Aussagen habe es seine Richtigkeit, Veronica sei ein fremdes, ein angenommenes Kind? — ich will es vorerst nicht untersuchen, die Wahrheit des Ausspruchs nicht in Zweifel ziehen — woher sollte ich es wissen? Wie sollt' ich es errathen haben? Wer vor Ihnen hätte mir das erklärt? Ich kann mich nur an die Worte meiner verstorbenen Gattin halten. Nach Tag und Jahr von Veronica's Geburt habe ich nie gefragt. Wie können Sie mir dolose Absichten unterschieben? Sie, ein Priester, ein Diener der Wahrheit? Ein Freiherr von Weyher geht nicht auf Schleichwegen, er geht die gerade Bahn und müßte er sich diese durch Felsen brechen!

„Sie wissen nun, woran Sie sind," sprach der Domherr. „Ich habe Sie über die Sachlage unterrichtet und Sie können demnach die Grundlosigkeit

Ihrer Erbansprüche ebensogut abschätzen, wie die hohle Basis väterlicher Autorität, die Sie auf Veronica ausüben wollen. Es muß Ihnen zugleich klar geworden sein, daß meine Beziehungen zu Ihrer verstorbenen Frau und zu Veronica nicht von jener compromittirenden Natur sein können, zu welche sie unlängst von boshaften Intriguanten gestempelt wurden und daß ich nicht so sehr aus ängstlichem Schuldbewußtsein meine Gegner durch Anrufung Ihrer Dazwischenkunft zu entwaffnen suchte, als von zarteren und höheren Rücksichten geleitet, welche es im Allgemeinen wünschenswerth machen, Familiengeheimnisse nicht dem Geklatsche der Oeffentlichkeit preisgegeben zu sehen. Wenn jedoch, was ich vermieden wünschte, der Fall käme, daß Veronica's Interessen in irgend einer Weise von einer verwegenen Hand angetastet würden, so sehen Sie mich durch nichts gebunden, dem Angreifer mit offener Stirn entgegenzutreten, und auf jedem beliebigen Forum den Prozeß zu führen. Wenn ich daher hier erscheine, mit Ihnen zu verhandeln, so geschieht es nur aus jener Scheu vor Scandal, welche jedem ehrliebenden Mann eigen ist. So habe ich mir auch den Burda vom Halse zu schaffen gesucht, wiewohl ich ihn durch das Gesetz züchtigen lassen konnte. Ich zahle Ihnen einen billigen Be=

trag und erwarte die Annahme Ihrer Bedingungen. —"

„Bedingungen," rief Herr von Weyher mit heroischem Ausdruck und auf der Höhe seiner gewohnten Selbstgefälligkeit, „bin ich gewohnt, als glücklicher Soldat vorzuschreiben, nicht mir bieten zu lassen! Auch bin ich Einschüchterungen nicht zugänglich. Der Löwe weiß nichts von Furcht. Wenn Sie vor einem Prozeß nicht zurückschrecken, so lasse ich es darauf ankommen. Ich gebe meine Sache nicht so schnell verloren. Ich hielt mich schon auf härterem Posten unverzagt am Rande der Bresche. Ich bin Veronica's Vater!" rief er mit drohender Betonung — „ihr natürlicher Vormund, Vermögensverwalter und Beschützer, und ich will doch sehen, wer mir dieses heilige Recht streitig macht! Wer in diesem Punkte gegen mich auftritt, gegen den werde ich mein Hausrecht gebrauchen."

Der Domherr war einige Secunden lang vor Zorn sprachlos.

„Gut," fuhr er endlich den unverschämten Abentheurer an. „Ich nehme den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Ich will Ihnen zur Züchtigung verhelfen, welche Sie verdienen. Von diesem Momente an lasse ich Veronica nicht mehr bei Ihnen."

„Da wird das Gesetz helfen," sagte der Freiherr.

„Ich kann, wenn ich will, gerichtliche Assistenz in Anspruch nehmen, um meine verirrte Tochter zu schützen."

„Wagen Sie es!" rief der Domherr. „Sie ist und bleibt bei mir."

„Ich werde sie zu finden wissen!" versetzte Weyher, wie der Löwe der Wüste im Zimmer auf und ab rennend und schnaubend. „Ich werde auch Veronica's Liebschaft mit einem bürgerlichen Oberlieutenant nicht dulden. Eine Weyher endet nicht dunkel in bürgerlichen Sphären. Ich bitte, mich nicht länger zu belästigen und erwarte, daß Sie mir meine Tochter zurückschicken. Wenn nicht, sollen Sie mich morgen bei sich sehen —"

Er warf sich auf's Sopha, den Chibouk wie einen Speer schwingend.

Der Domherr verließ das Zimmer eilends, ohne den frechen, aufgeblasenen Menschen eines Wortes, eines Blickes mehr gewürdigt zu haben.

Siebentes Capitel.

Wie es oft gewagt ist, die Wahrheit zu sagen!

In fortwirkender Aufregung ging der Domherr die Treppe hinab und eilte durch die Allee. Es war eine schwüle, dunkle, nur von wenig Sternen erhellte Nacht. Die Blumen dufteten sehr stark. Der Domherr schritt bis gegen den Ausgang des Gartens und näherte sich der Laube, wo er Veronica zu bleiben aufgetragen.

„Veronica!" rief er halblaut, aber so innig, seine ganze Seele legte sich in diesen Ruf.

Da rauschte es in den Zweigen, das Mädchen flog auf ihn zu.

„Wie steht es?" fragte sie.

„Wir müssen das Aeußerste von ihm erwarten!" sagte der Domherr. „Komm', meine Veronica, komm' mit mir!"

„Zurück? In die Stadt?"

„Ja, mein Kind. So lange Herr von Weyher in Gollhausen sitzt, wirst Du den Ort vermeiden.“

„O, mir ist besser, daß ich bei Dir bin, Du Guter, Guter!“ sagte das Mädchen und hing sich an seinen Arm.

Sie gingen zum Wagen, und ohne ein weiteres Wort zu sprechen, fuhren sie in die Stadt.

Der Domherr wiegte einen großen Entschluß im Gemüthe. Es schien ihm, wie die Sachen einmal standen, ein Gebot der Nothwendigkeit, Veronica über das Geheimniß ihrer Herkunft aufzuklären. Schwere Aufgabe für ihn, welcher wußte, mit welcher Liebe Veronica an ihrer verstorbenen Mutter hing! Und doch, es mußte sein! Jeden Augenblick konnte Herr von Weyher gerichtliche Schritte thun. Der Gewalt, welche dieser Mensch etwa beanspruchen konnte, mußte ein Riegel vorgeschoben werden.

Als er in seiner Wohnung angekommen, war der Domherr schon entschlossen, dem Mädchen die volle Wahrheit zu sagen. Nachdem er eine Weile im Zimmer auf- und abgegangen, setzte er sich zu Veronica und ergriff ihre Hand.

„Gutes Kind,“ sagte er, „Du leidest unter dem Gedanken, daß ein Mensch, dessen Nähe Dich so fremd anweht, ein Mensch, den Du nicht achten kannst,

Dein Vater sei. Veronica, es giebt ein Wort, das allen Deinen Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung zu geben im Stande ist. Bist Du stark genug, es zu hören?"

„Onkel, rede, rede!" rief das Mädchen.

„Noch weiß ich nicht, ob ich Recht thue, die Wahrheit ist oft bitter — und doch — früher oder später muß es gesagt werden, Veronica!"

„Onkel, sage mir Alles," bat das Mädchen.

„Nun wohl, es sei gesagt: Herr von Weyher ist nicht Dein Vater!"

„Nicht mein Vater?" wiederholte Veronica, und ihre Lippen zitterten und verstummten, die Farbe ihrer Wangen verlosch und wurde zuletzt todtenbleich; nur ihre großen Augen sprachen, fragten.

Und plötzlich kam alle Farbe wieder auf Wangen und Lippen, ihr Busen hob sich aufathmend, als ob ein freudiger Gedanke sie durchfahren habe. Ohne jener mächtigen, seltsamen, unnennbaren Ahnung, welche sie durchwogte, einen direkten Ausdruck zu geben, fragte sie, nur wie mit einem Hauche:

„Und wer ist mein Vater?"

„Kind, Kind," erwiderte der Domherr, „das eben ist das Traurige! Deine Geburt ist in ein tiefes Dunkel gehüllt! Auch die, welche Du stets für Deine

Mutter gehalten und als solche geliebt hast, ist Deine Mutter nicht gewesen. Du bist ein angenommenes Kind, ein Pflegekind."

„Ein angenommenes Kind?"

„Ja, meine Veronica, ein Pflegekind!" wiederholte der Domherr. „Laß es Dir nicht allzutief zu Herzen gehn. Die Verstorbene war Dir ja eine wahre Mutter; als solche wird sie stets in Deinem Gedächtnisse fortleben. Du warst nicht nur vor allen Menschen, Du warst auch vor ihrem Herzen ihr Kind! Auch ich habe Dich lange dafür gehalten, bis ich selbst zufällig die Wahrheit erfuhr. Ich habe damals auch um Deinetwillen gelitten. Weine nicht, weine nicht! Deine wahre Mutter — ist längst hinüber gegangen. Frau von Weyher nahm das Kind, das die unglückliche Frau allein und hilflos auf der Welt zurückgelassen, zu sich — das Kind bist Du!"

„Schrecklich!" murmelte Veronica und brach, wie verwundet, in sich zusammen. Sie hatte eine Empfindung während dieser Eröffnungen, als stehe sie auf einer hohen Zinne, welche sich senkte und unter ihr wich und wich, als ob sie sich in einen Trümmerhaufen verwandeln wolle. Schwarze Punkte und gespenstige Ringe spielten ihr vor den Augen, Ohnmachten flogen an sie heran und wurden nur mühsam

hintangehalten. Kaum erschütterungsvoller hatte es kurz vorher auf sie gewirkt, als sie ihre Mutter durch den Sturz aus dem Fenster verloren.

Ein alter Diener und dessen Weib besorgten in der Stadt den Haushalt des Domherrn. In ihrer Obhut ließ er das Mädchen, welches, als das heftigste Weinen sich gelegt hatte, wie in Schmerz aufgelöst sitzen geblieben war.

Es war nahe an Mitternacht.

Als Herr von Bork am andern Morgen gar zeitig bei Veronica eintrat, fand er die Arme in ihrem Anzug von gestern auf dem Kanapee liegen.

„Wie geht es, Veronica?“ fragte er und erschrak, als sich das schöne Gesicht so blaß und von starrem Schmerz entstellt zu ihm wandte.

„Mein Kind — meine liebste Veronica, bist Du krank?“

Sie fiel zurück, sie sah den Domherrn mit einem langen, schmerzlichen Blicke an und ihre Lippen murmelten:

„Schrecklich, Niemandes Kind zu sein!“

„Welch' ein Wort!“ rief der Domherr. „Willst Du mich kränken? Mich, der Dich so innig liebt? Du bist mein Kind, mein gutes Kind! Willst Du mich denn nicht zu Deinem Vater haben?“

Veronica schlug die Augen, die matt zugefallen

waren, wieder auf und versuchte zu lächeln. „Du bist so gut!“ sagte sie. „Ja, mein zweiter Vater! Ich möchte Dir jetzt um so mehr für Alles danken — aber — mir fehlen die Worte. Mein Kopf schmerzt sehr. So viel Gedanken — so viel — ich will zu schlafen versuchen —“

Ihre Stirn war heiß, ihr Puls ging sehr rasch, sie hatte Fieber; man mußte um einen Arzt schicken.

Erst am dritten Tag fand die Arme den Schlaf, den sie fortwährend suchte. Volle drei Tage lang hatte sie kaum etwas Nahrung zu sich genommen. Das war eine schreckliche Zeit für den Domherrn, und während er über den Zustand Veronica's in tausend Sorgen schwebte und sich die bittersten Vorwürfe machte, diesen verschuldet zu haben, peinigte ihn noch die Unruhe, welchen Streich wohl Herr von Weyher gegen ihn und das Mädchen führen werde?

Als sich am vierten Tage Veronica's Zustand gebessert hatte und von Seiten des Gerichts nichts eingetroffen war, bändigte Herr von Bork seine Unruhe nicht länger und fuhr nach Gollhausen, um sich bei Blasius zu erkundigen.

Da vernahm er zu seiner Ueberraschung Folgendes:

Herr von Weyher hatte sich am selben Abend, an welchem die Unterredung mit dem Domherrn statt=

gefunden, aus der Villa entfernt. Er hatte einen kleinen Koffer mitgenommen und die Weisung hinterlassen, daß man ihn in zwei Tagen wieder erwarten solle. Er war aber nicht wieder erschienen. Das Zimmer, das er zu bewohnen pflegte, war verschlossen.

Der Domherr ließ es öffnen. Auf dem Tische lag ein versiegeltes Packet ohne Adresse. Herr von Bork öffnete es. Sämmtliche auf die Erbschaft der Frau von Weyher bezügliche Papiere waren darin, nur die Anweisung auf das Wiener Bankhaus im Betrag von zehntausend Gulden fehlte. Diese mochte der irrfahrende Ritter mitgenommen haben, da sie sich leichter als der Kaufbrief über das Schlößchen in Silber umsetzen ließ.

Der Sieger in soviel Schlachten, der Freund so vieler Sultane und Chalifen war geflohen, der stolze König der Wüste war durchgebrannt. Seine Drohungen, die den Domherrn so geschreckt und eingeschüchtert, waren wieder einmal leere Windbeuteleien gewesen.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.



